Zola

EMILE ZOLA.

Renée.

Drama in 5 Acten

mit einer Vorrede des Verfassers.

Deutsch von J. Savits.

Einzige autorisirte deutsche Uebersetzung.

Berlin 1888.
S. Fischer Verlag.

Den Bühnen gegenüber Manuscript.

Vorwort.

Renée hat eine Geschichte, die ich erzählen möchte; — sie erscheint mir lehrreich und merkwürdig.

Ohne Madame Sarah Bernhardt hätte ich das Stück gewiß niemals geschrieben. Sie war ganz entzückt von meinem Roman „La Curée", sie meinte, die Figur der Renée müßte eine ganz herrliche Rolle für sie abgeben; sie begegnete mir nicht, ohne mir zuzurufen: Denken Sie an mich? Wann wird mein Stück fertig? Ich wollte anfänglich nichts davon wissen, zunächst weil ich es abscheulich finde, wenn ein Autor seine eigenen Romane für die Bühne umarbeitet, und dann, weil mir der Stoff von „La Curée", die Blutschande, vollständig unmöglich für die „Comédie française" schien, an welchem Institut Madame Sarah Bernhardt damals noch Societärin war.

Wozu sollte ich ein Stück schreiben, das ich hinterher nur in mein Schubfach stecken konnte? Aber Madame Sarah Bernhardt bestand darauf und bei einem Besuch, den ich ihr machte, um ihr das Unnütze eines solchen Versuches, die Unmöglichkeit des sujets, wenn die Blutschande wirklich bestehen bliebe, auseinanderzusetzen, fanden wir in der Unterhaltung darüber den Ausweg oder vielmehr den Kniff, um es richtig zu bezeichnen, die wirkliche Blutschande dadurch zu vermeiden, daß Saccard nur dem Namen nach der Gatte Renée's werde. Ich werde späterhin Gelegenheit haben, den Werth dieses Bühnen-Arrangements näher zu prüfen, aber ich möchte gleich von vornherein bemerken, daß ich den Roman nur darum einigen Veränderungen unterworfen habe, weil ich von dem lebhaften Wunsche geleitet war, mein Stück von der großen Tragödin auf unserer hervorragendsten französischen Bühne dargestellt zu sehen.

Mein Fehler, wenn von einem solchen die Rede sein kann, bestand darin, daß ich auch einmal, wie die Andern, praktisch sein wollte.

Ich ging nun gleich daran, das Stück zu schreiben, das nun nach meiner Meinung wohl möglich war, aber immer noch gefährlich genug blieb. Kurze Zeit zuvor hatte ich für den „Messager de l'Europe", die russische Zeitschrift, deren Mitarbeiter ich war, eine Novelle geschrieben unter dem Titel „Nantas". In dieser Novelle hatte ich den Lebenslauf eines jungen Mannes geschildert, der im tiefsten Elend, die Brust voll glühenden Ehrgeizes, seinen Namen der verführten Tochter eines reichen Mannes verkauft, wobei ihm die Bedingung auferlegt wird, niemals von seinen ehelichen Rechten Gebrauch zu machen, der aber späterhin auf den Gipfel des Reichthums und der Ehren angelangt, wahnsinnig in seine Frau verliebt und in ohnmächtigem Schmerz, weinend und schluchzend vor ihr zusammensinkt, weil sie ihn verachtet und sich ihm versagt. Es ist also leicht zu erkennen, daß das Stück „Renée" eine Verschmelzung von „La Curée" und von „Nantas" ist. Im Uebrigen ist in „La Curée" der erste Akt von Renée auch theilweise enthalten, nur vollzieht sich in „La Curée" die Ehe in der That, während es in „Nantas" nicht geschieht. Es würde hier zu weit führen, die Konsequenzen dieser einfachen Thatsache auseinanderzusetzen und ich verweise darum auf den Roman und auf die Novelle.

Genug, ich schrieb Renée, als in den ersten Monaten des Jahres 1880 der große Streit von Madame Sarah Bernhardt mit der Comédie française ausbrach: Der lärmende Abgang der großen Tragödin und ihre darauf folgende erste Tournée in Amerika ist noch in lebhafter Erinnerung — und ich, ich hatte mit meinem Stück das Nachsehen. Indessen ließ ich mich nicht abhalten, ich schrieb das Stück fertig; nachdem einige Monate vergangen waren, faßte ich den Entschluß, es Herrn Emile Perrin einzureichen, indem ich für die Rolle der Renée Fräulein Croizette vorschlug. Ich muß hier beifügen, daß Herr Emile Perrin, anläßlich meiner kritischen Feuilletons im Voltaire, den Wunsch geäußert hatte, mich kennen zu lernen. Wir hatten Gelegenheit, mancherlei über das Theater zu sprechen, wobei sich unsere Ideen häufig begegneten, ja, er hatte mir zu verstehen gegeben, daß er wohl, wenn ich einmal ein Stück schriebe, dasselbe kennen lernen möchte. Indem ich ihm nun Renée einschickte, bat ich ihn sowohl um seine aufrichtige Meinung, als auch um die offene und ehrliche Mittheilung, ob das Stück Aussicht hätte, vom Lese-Comité angenommen zu werden. Ich wollte natürlich das Stück nur mit der bestimmten Aussicht auf Annahme desselben vorlesen. Nach fünf Tagen, am 21. Juni 1881, erhielt ich von Herrn Emil Perrin folgenden Brief. Ich führe denselben hier an, ohne die Erlaubniß der Erben nachgesucht zu haben, denn ich trete damit Niemandem zu nahe. Der Brief ehrt ihn sowohl, als mich.

„Lieber Herr Zola.

Ihr Stück habe ich gelesen, sobald es in meinen Händen war. Doch, ich mußte mir einige Tage Zeit gönnen, bevor ich Ihnen antwortete; ich wollte es noch einmal lesen, gründlich prüfen, mich vollständig davon durchdringen lassen und dann beobachten, ob der erste Eindruck, den ich davon empfangen hatte, sich durch eine längere Prüfung veränderte. Es konnte nicht meine Aufgabe sein, über das Werk eines Mannes zu urtheilen, der einen solch hohen Rang in unserer Schriftstellerwelt einnimmt und der auf die Litteratur seines Vaterlandes einen so wesentlichen Einfluß ausübt, wie Sie. Selbst Ihrem so schmeichelhaften und gütigen Vertrauen gegenüber konnte ich eine solche Verantwortlichkeit nicht übernehmen.

Aber Sie haben mir die Ehre erwiesen, mich um meine Meinung darüber zu fragen, welchen Eindruck wohl die Darstellung Ihres Dramas auf der Bühne des „Théâtre français“ hervorrufen würde. Ich kenne dieses Theater und sein Publikum aus langer Erfahrung und es ist lediglich meine persönliche Anschauung, die Sie hierbei zu Rathe ziehen wollen. Nun wohl, gestatten Sie mir, Ihnen Folgendes zu sagen: ich glaube, daß die Darstellung Ihres Dramas, — so wie es jetzt ist, — vom dritten Akt ab äußerst bedenklich wäre.

Sie sind ein Künstler, geehrter Herr Zola, in der ganzen vollen Bedeutung des Wortes. Sie sind nicht nur für Ihren Beruf begeistert, sondern Sie beherrschen ihn auch als Meister. Was Sie gemacht haben, haben Sie machen wollen. Ich ehre jede Ueberzeugung und ich liebe die Kühnheit, auch denke ich wie Sie, daß das Theater der Konvention den Rücken kehren und sich einen neuen Weg bahnen muß, daß es die analytische Darstellung der Charaktere sich aneignen und der Wahrheit näher treten muß. Aber, das Publikum des Théâtre français würde diese moderne Phädra, die den Sohn, beinahe unter den Augen ihres Gatten, mit heftiger Liebe verfolgt, kaum ertragen können. Ich weiß wohl, daß der Sohn nicht ihr eigener Sohn ist, daß sie in der That ihrem Gatten niemals angehört hat, aber das Publikum beachtet Alles das nicht, Renée ist zu gleicher Zeit Gattin und Mutter und selbst die dramatische Kraft, die dem Stück innewohnt, würde Sie vor der instinktiven Empörung des Publikums nicht schützen, um mich eines technischen Ausdrucks zu bedienen, der die Sache treffend bezeichnet, „das Stück würde nicht ausgespielt werden“.

Sie haben mich ermächtigt, mich mit aller Freiheit auszusprechen, ich thue es, wie schwer es mir auch wird. Ob ich mich in meiner Beurtheilung täusche? Es ist möglich, ja, ich wünschte es sogar. Ich habe den Weg der brieflichen Mittheilung gewählt, um Ihnen den Eindruck zu schildern, den ich von der

Lektüre Ihres Stückes gewonnen habe, einer Lektüre, die mich bewegt, stellenweise mächtig erschüttert und durchaus erregt hat. Indessen habe ich nicht auf die Freude eines Zusammenseins mit Ihnen verzichtet, das Sie so liebenswürdig waren, mir in Aussicht zu stellen und das ich jetzt ebenso wünsche wie vorher. Es wäre besser, wenn Sie mich nicht im Theater aufsuchten, sondern in meiner Wohnung. Wollen Sie Tag und Stunde bestimmen und mich freundlichst benachrichtigen. Genehmigen Sie den Ausdruck meiner vollkommensten Hochachtung und Sympathie als Ihr ganz ergebener

Emile Perrin.

Ich besuchte also Herrn Perrin, wie er es wünschte. Ja, ich war sogar dreimal in dieser Angelegenheit bei ihm, denn er zögerte und wurde nach jeder Unterredung wieder schwankend, ob er mir das Manuskript wiedergeben sollte oder nicht. Das größte Hinderniß für ihn schien ihm sein Dienstags-Publikum zu sein. Ich hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er aufrichtig die Darstellung meines Stückes wünschte. Einer dritten Person hatte er geäußert, daß er einen Moment schon fest dazu entschlossen war und daß ihn späterhin wieder nur die Furcht vor einem Skandal im Theater davon zurückgebracht hätte. Als er mir endlich doch das Manuskript wiederbrachte, erklärte er mir, daß nach seiner Ueberzeugung das Publikum nach dem dritten Akt den Vorhang nicht mehr aufziehen lassen würde. Und er hat sich doch geirrt. Ich zürne ihm darum nicht im Geringsten, im Gegentheil, ich bin ihm von ganzem Herzen dankbare Erkenntlichkeit schuldig, für die lebhafte Sympathie, die er mir in dieser ganzen Angelegenheit bewiesen hat.

So habe ich Renée zum erstenmal in die Schublade geworfen.

Die Meinung des Herrn Perrin genügte mir vollständig und es erschien mir unnöthig, mich mit dem Comité in Verbindung zu setzen. So ruhte das Stück bis zur Rückkehr der Madame Sarah Bernhardt nach Frankreich. Es war natürlich, daß mir die Idee kam, Madame Bernhardt um ihre Meinung über das Stück zu fragen, hatte ich es doch auf ihre Anregung und für sie geschrieben. Ich war begierig zu wissen, was sie darüber dachte, obgleich ich vollkommen begriff, daß es ihr schwer sein würde, diese einfache, herbe, bürgerliche Tragödie außerhalb des Rahmens des Théâtre français zu spielen; für das Vaudeville ist das Stück zu düster, für die Porte St. Martin zu einfach. Madame Sarah Bernhardt, ich muß es gestehen, war über das Stück viel entsetzter als Herr Perrin. Wir aßen bei einem gemeinsamen Freunde zu Mittag und bei dieser Gelegenheit besprach sie die Lösung des Dramas und namentlich die abscheuliche Scene, in welcher Renée den Sohn dem Zorn des Vaters überliefert. Sie

sprach davon mit einem gelinden Schauder, als hörte sie schon das Zischen und Pfeifen des Publikums. Auch sie sprach ihre Meinung dahin aus: das Stück würde nicht zu Ende gespielt werden. Ich bin ihr ebensowenig böse, als Herrn Emile Perrin, denn sie brauchte damals große Erfolge und ich begriff vollständig, daß es ihr unmöglich war, ihre eigene Position zu riskiren, indem sie sich für einen Andern in einen Kampf einließ.

So schlief nun „Renée" zum zweitenmal den Schlaf der Vergessenheit, als in den letzten Monaten des Jahres 1882 einer meiner Freunde, der das Stück Herrn Koning, dem Direktor des Gymnase-Theaters empfohlen hatte, mich benachrichtigte, daß dieser es zu lesen wünschte. Ich schickte das Manuskript an Herrn Koning und er ließ mich nicht lange auf die Antwort warten. Vierundzwanzig Stunden nach der Absendung erhielt ich mein Manuskript wieder mit einem geradezu entsetzten Briefe, in dem er mir schrieb, daß das Stück unmöglich sei, daß ich selbst das größte Unrecht beginge, es aufführen zu lassen, selbst wenn sich ein Direktor fände, der kühn genug wäre das Abenteuer zu wagen. Von seinem Standpunkte aus hatte Herr Koning ganz Recht, er ist der Repräsentant eines Geschäftshauses, einer geschäftlichen Theater-Unternehmung, deren finanzielle Interessen er wahrzunehmen hat. Jedes Stück, das nicht ganz sicher Geld einbringt, ja das darnach aussieht, daß es den Kampf der Meinungen hervorrufen oder vielleicht gar durchfallen könnte, ist in seinen Augen eine Niederträchtigkeit, eine Gemeinheit, eine Dummheit, die dem Autor die Schamröthe ins Gesicht treiben müßte. Die Erfolganbeter von heute sehen einen Dichter, dessen Stück durchfällt, für einen Banquerotteur an, der seine Wechsel nicht einlöst. Ich habe somit die Zurückweisung des Herrn Koning vollständig verstanden und ich füge gern hinzu, daß Herr Koning vor seinen Aktionären vollkommen entschuldigt ist, da das Stück einen großen Gelderfolg in der That nicht gehabt hat.

Abermals schlief nun „Renée" in meiner Schublade, diesmal einen längeren Schlaf, einen Schlaf von anderthalb Jahren. Es klingt beinahe abenteuerlich, wie das Stück wieder ans Tageslicht kam. Eines Abends, in den ersten Tagen des März 1884 zu Paris, sitze ich gemüthlich zu Hause und trinke vor dem Schlafengehen ganz behaglich eine Tasse Thee, als mein Diener plötzlich eintritt und mir Herrn Porel vom Odeon meldet. Ich muß gestehen — um zehn Uhr Abends, — Herr Porel vom Odeon, — bei mir — dieser Gedanke war geeignet, mich aufzuregen. Aber meine Aufregung stieg bis zur Verblüfftheit, als Herr Porel selbst eintrat und stürmisch und ganz athemlos zu mir sagte: „Wir haben soeben den Prozeß wegen der ‚Danicheffs' verloren. Die Rounat hat nichts zu spielen — da sind Sie mir eingefallen, ich weiß daß Sie ein Stück fertig haben, — geben Sie es mir — in drei

Tagen können wir mit den Proben anfangen.“ Ich bedeutete ihm so gut ich konnte, daß er besser thäte, da ihm das Stück unbekannt ist, es doch zu lesen, ehe er die Proben davon ansetze, — aber der schreckliche Mensch antwortete mir, daß das unnütz sei, das Odeon werde das Stück auf meinen Namen hin spielen und er schleppte mein Stück fort und ließ mich zurück — starr vor Staunen — mit offenem Munde. Die ganze Geschichte hatte kaum fünf Minuten gedauert.

Am andern Tag wollte Herr Porel zu mir kommen, um die Rollenvertheilung mit mir zu besprechen. Er kam aber nicht — er schickte mir nur eine Depesche, in der er die Zusammenkunft verschob. Ich habe ihn nie wieder bei mir gesehen und das Manuskript hat er zwei Jahre lang behalten.

Gewiß hatte „Renée“ auch auf ihn den Eindruck eines Stückes gemacht, das unmöglich bis zu Ende gespielt werden könnte.

Ich kann mir das recht lebhaft vorstellen, wie Herr Porel mit seinen fünf Akten, die er als gute Beute davon getragen hatte, bei sich eingetreten ist. Er liest und liest und mit jedem Akt sinkt sein Enthusiasmus und die Muthlosigkeit steigt. „Unmöglich! o total unmöglich!“ höre ich ihn rufen. Was war zu thun? Er mußte nun wohl oder übel die Sache in die Länge ziehen, um mich den Enthusiasmus seiner ersten Begegnung vergessen zu machen. Das that er denn auch gründlich, er zog sie richtig so lange hin, als es ihm nöthig schien; späterhin schrieb er mir einigemale, wie sehr er mit seinem Theater beschäftigt wäre und endlich daß er sich entschlossen hätte, „Renée“ selbst umzuarbeiten, daß er eben damit beschäftigt sei und daß er eine selbstständige Arbeit über La Curée angefangen hätte, über die wir noch sehr viel mit einander zu sprechen haben würden, — er fügte die Worte bei: „Beruhigen Sie sich — ich bin kein stiller Mitarbeiter!“ — Was war er denn? Wahrlich, ich hätte es für mein Leben gerne gewußt, auch brannte ich förmlich vor Neugierde, seine Bearbeitung der „Renée“ kennen zu lernen. Denn wer Herrn Porel kennt, weiß es — er kann sich nicht entschließen, ein passiver Theater-Direktor zu sein und die Stücke so aufzuführen, wie sie ihm gebracht werden. Er bearbeitet sie Alle, er macht aus einem Akt zwei, er verlegt den Schauplatz zweier Szenen, er streicht zehn Stichwörter oder macht zehn neue dazu, nur mit mitleidigem Achselzucken nimmt er die Stücke entgegen, selbst die der bedeutendsten und berühmtesten Autoren und was würde aus den Stücken werden, wenn er sie nicht zurechtstutzte, wie manches schwere Fiasko würde man erleben! Und unter solchen Umständen wird man meinen gerechten Schmerz darüber begreifen können, daß meine heftig erregte Neugierde nach seiner Bearbeitung der „Renée“ niemals befriedigt wurde — gewiß ist ihm „Renée“ zu unbedeutend erschienen, um überhaupt Bearbeitungsversuche damit anzustellen. Ich erwartete

seine famose Bearbeitung und was er mir endlich zuschickte, war mein eigenes Manuskript. Soll ich es nun nicht ewig beklagen, daß ich diese Bearbeitung nicht kenne? — Meine schlaflosen Nächte können es bezeugen, wie sehr mich der Gedanke daran peinigt.

Man sieht, alle diese Dinge liegen weit hinter mir und ich kann in heiterem Tone davon sprechen. Doch um wieder in vollem Ernste zu reden, muß ich auch heute noch meiner Ueberzeugung dahin Ausdruck geben, daß es die unbedingte Pflicht des Herrn Porel war, „Renée" aufführen zu lassen, selbst wenn er das Stück nach seinem Sinne mangelhaft und bedenklich fand. Er bezieht ja für sein Theater eine Subvention für dergleichen literarische Versuche und mein Name hätte seine Verantwortlichkeit gedeckt. Heute ist die Erfahrung gemacht. „Renée" ist bis zu Ende gespielt worden. „Renée" war am ersten Abend eine gewonnene Schlacht und hat eine ganz ansehnliche Anzahl von Wiederholungen erlebt mit mittleren Einnahmen, die jenseits der Seine selbst ziemlich selten sind. Was hätte nun das Odeon mit der Aufführung der „Renée" riskirt? Herr Porel hat noch viel schmerzlichere Enttäuschungen erlebt, als es mit „Renée" der Fall gewesen wäre, und wenn er etwa glaubt durch den heftigen Meinungsaustausch, der sich über das Stück in der Presse erhoben hat, halb und halb entschuldigt zu sein, so täuscht er sich: denn gerade sein Theater sollte nur dem literarischen Kampfe gewidmet sein.

So ruhte denn „Renée" zum vierten Male. Andere Direktoren haben das Stück von mir verlangt, aber es waren zumeist Direktoren solcher Theater resp. Häuser, in denen mein Stück sich verloren hätte, — ich habe es vorgezogen, diesen Herren nicht einmal das Mauuskript mitzutheilen. Also um zu resumiren: „Renée" hat Herrn Emil Perrin und Madame Sarah Bernhardt entsetzt und ist von zwei Direktoren, den Herren Koning und Porel, rundweg zurückgewiesen worden, und alle Diejenigen, die das Stück kannten, haben mir prophezeit, daß das Publikum das Stück nicht bis zum Ende anhören würde. Darüber war man im Allgemeinen einig und ich hatte mich in mein Schicksal ergeben. Im Uebrigen waren mir alle diese Erfahrungen nicht unangenehm; ich habe einen harten Kopf und Hindernisse steigern nur meinen Muth, nur hatte ich mir vorgenommen, nichts mehr zu unternehmen, um das Stück irgendwo anzubringen. Später einmal, dachte ich mir, wenn's Glück will, wird es doch noch aufgeführt werden.

Und so kam es auch. Nachdem das Stück abermals anderthalb Jahre geruht hatte, stellte sich das Glück ein. Die Thatsachen sind allgemein bekannt: Das Feuilleton des Herrn de la Pommeray, gelegentlich des „Ventre de Paris", in welchem er an mich die Aufforderung ergehen ließ, doch auch einmal ein Stück von mir allein, ohne fremde Bearbeiter, irgendwo aufführen zu

lassen, — meine Antwort, in welcher ich Herrn de la Pommeray nicht ohne Ironie bat, mir doch die Annahme und Aufführung von „Renée" an irgend einem Theater durchzusetzen, wenn er mich ohne Mitarbeiter auf den Brettern sehen wollte, — der sympathische Eifer endlich, mit dem Herr de la Pommeray nun daran ging, diesen Scherz zu verwirklichen, indem er sich zuerst an die Herren Koning und Porel wandte — wo er allerdings ganz eigenthümlich empfangen wurde, — bis er endlich seine Bemühungen in der Weise von Erfolg gekrönt sah, daß die Herren Deslandes und Carré, die beiden Direktoren des Vaudeville, auf seinen Vorschlag mit der größten Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit eingingen. So kam es, daß ich eines schönen Morgens einen Brief des Herrn de la Pommeray erhielt, in dem er mir ein Rendezvous im Vaudeville bestimmte und mich aufforderte, „Renée" mitzubringen, da die Herren Deslandes und Carré sich entschlossen hätten das Stück aufzuführen, ohne es vorher zu lesen und zwar mit der ausdrücklichen Verpflichtung, auch nicht ein Wort darin zu streichen.

Ich habe mir selbst gelobt, ganz offen zu sein, und so muß ich denn gestehen, daß meine Freude bei dieser Nachricht keine reine war, — unwillkürlich bemächtigte sich meiner eine gewisse zaghafte Bangigkeit — ja — um es offen zu sagen — die Feigheit kam über mich. Ein Stück liegt nicht sechs Jahre lang im Schreibtisch, ohne im gewissen Sinne zu altern. Ich hatte auch selbst nicht mehr dafür jene liebevolle Zärtlichkeit des Autors, der von seiner Arbeit noch ganz warm, ganz begeistert ist. Und war ihm denn nicht sein Schicksal im Voraus bestimmt? Hatten es nicht die besten Beurtheiler vorausgesagt, daß es nach dem dritten Akt nur unter Pfeifen, Zischen und Toben des Publikums weiter gespielt würde?

Es war also eine bestimmte, positive Niederlage, der ich entgegenging. Als ich den Brief des Herrn de la Pommeray las, sah ich schon in meiner Phantasie das lärmende, tobende Publikum, die Schauspieler außer Fassung und in all dem Wirrwarr zwei todtenbleiche, händeringende Direktoren und in meinem geängstigten Zustand war ich nahe daran, zu überlegen, ob es nicht besser wäre, jetzt noch zurückzutreten. Aber meine Zaghaftigkeit dauerte nicht lange. Ich sagte mir Folgendes: „Das Stück wird durchfallen — in jenem Augenblick war ich davon überzeugt — aber was weiter? Wird einer der Künstler oder der Direktoren daran sterben?" Und ich — bin ich nicht dem allgemeinen Gelächter preisgegeben, wenn ich mich vor der Schlacht zurückziehe? Also: immer vorwärts, der eine Abend gehört mir — Alles Andere ist Nebensache.

So dankbar ich indessen Herrn de la Pommeray für die bewirkte unbedingte Annahme meines Stückes, selbst ohne vorhergehende Lektüre war, mußte ich doch den Herren Deslandes und

Carré bemerken, daß ich darauf nicht eingehen könne und daß die Beiden das Stück vorher lesen müßten. Die beiden Herren gingen darauf ein und es wurde ausgemacht, daß sie das Stück lesen und dann mir darüber schreiben sollten. Am andern Tag erhielt ich in der That einen Brief von ihnen, der mich durch die Offenheit und die herzliche Sympathie wahrhaft rührte, die sich in demselben für mich und mein Werk aussprachen. Sie verhehlten mir die Gefährlichkeit des Unternehmens in keiner Weise, aber sie wollten, aus Liebe zur Kunst, die Gefahr mit mir theilen. Und so sei es mir denn vergönnt, den beiden wackeren Männern an dieser Stelle noch einmal meine lebhafte und herzliche Dankbarkeit für die Mühen, die Kosten und die Sorgfalt, auszusprechen, welche sie an mein Stück gewandt haben; sie haben die Rollen mit hervorragenden Künstlern besetzt, sie haben einige neue Dekorationen dafür malen lassen, kurz sie haben mein Stück wie eine Novität behandelt, von der man sich einen großen Erfolg verspricht. Ebenso muß ich Herrn de la Pommeray und allen Denjenigen meine herzlichste Erkenntlichkeit aussprechen, die in diese Angelegenheit mit verwickelt waren. Viele haben mir wohlthuende und herzerquickende Freundlichkeiten erwiesen und das tröstet mich — über die Anderen.

Schließlich muß ich noch an die Künstler die größte Schuld des Dankes abtragen — sie haben gekämpft wie tapfere Soldaten. Ich weiß sehr wohl, wie viel ich ihrer künstlerischen Ueberzeugung, ihrer jugendlichen enthusiastischen Bravour verdanke, mit welcher sie das Stück dem Publikum vermittelten. Auch in den späteren Aufführungen wurde nicht eines der scheinbar so bedenklichen und gefährlichen Worte unterdrückt, die bei der ersten Aufführung von einem Theil des Publikums mit Hohngrinsen entgegen genommen wurden — nein, im Gegentheil, je aufmerksamer, je wachsamer das Publikum bei den späteren Aufführungen auf die als bedenklich bezeichneten Stellen wurde, umso kühner und siegesgewisser wurden diese ins Parterre geschleudert. Mademoiselle Brandes war in der That bewunderungswürdig durch die leidenschaftliche Energie, mit der sie die Rolle der Renée darstellte; sie hat die furchtbare Steigerung dieses Charakters in großen, breiten, zutreffenden Zügen zu entwickeln gewußt. Im ersten Akt die hochmüthige und dabei doch so schmerzbewegte Haltung; den sinnverwirrenden Reiz des zweiten Aktes, — im dritten die peinigende und nagende Unruhe ihres Herzens — die Gewissensangst und die Racheausbrüche des vierten Aktes und endlich im fünften Akt die leidenschaftliche Erregung, die sich bis zum halben Wahnsinn steigert. Das ist eine große Künstlerin, eine Künstlerin, die dazu bestimmt ist, die großen Aufgaben und Charaktere der kommenden Autoren zu verkörpern, wenn nur die Autoren solche zu schaffen wissen. Madame Grassot hat die Rolle der Mademoiselle Chuin mit ebenso großer Wahrheit als taktvoller Diskretion wiedergegeben. — Ich

erinnere mich, daß Herr Emile Perrin gerade die Rolle der Chuin als eine Gefahr für das Stück bezeichnete und siehe da, Madame Grassot spielte diese Rolle ebenso fein als sicher, so daß man die Gefährlichkeit der Rolle gar nicht gewahr wurde. Ebenso herzlichen Dank verdient Mademoiselle Marguerite Carron; sie hat die kleine, etwas konventionell gerathene Rolle der Ellen Maas mit liebenswürdigen und reizenden Zügen ausgestattet. Herrn Raphael Duflós' Darstellung des Saccard ist eine Kunstschöpfung, die wohl verdient, dauernd in der Erinnerung festgehalten zu werden. Er hat die markanten Züge dieses Charakters sowohl in der ersten wie auch in der zweiten Hälfte vollständig zur Erscheinung gebracht.

Im ersten Akt der heruntergekommene, elende Mensch, der mit dem brennenden Ehrgeiz in der Brust lauernd in ein vornehmes Haus eintritt, scheu und demüthig den Blick vor dem Vater senkt, vor der Tochter aber schon das Haupt kühn erhebt, und beinahe bis zur Größe emporwächst in seinem heißen Verlangen nach Macht und Reichthum; und endlich im vierten Akt, der Geldmensch, der auf der Höhe seiner Macht und seines Reichthums, durch die Leidenschaft besiegt, inmitten aller seiner Reichthümer elend, weinend und schluchzend zusammenbricht, weil seine Frau ihn nicht liebt. Dies waren Momente von so hoher und bedeutender schauspielerischer Gestaltungskraft, wie sie nur einem Künstler allerersten Ranges gelingen können. Herr Montigny hat die Rolle des Béraud du Châtel würdig und vornehm gehalten und, wofür ich ihm besonders dankbar bin, ist, daß er diese Figur, die keineswegs neu ist, von der Banalität befreit hat, die ihr einigermaßen anhaftet. Er wußte schon im ersten Akt die Zuhörerschaft, trotz der scheinbaren äußeren Ruhe durch die tiefe Innerlichkeit seines Spiels zu fesseln und den ganzen Tiefgang des Dramas errathen zu lassen. Herr Eugène Garraud als Maxime hatte gegen beinahe unüberwindliche Hindernisse zu kämpfen, die, ich weiß es wohl, in der Rolle selbst liegen. Umso dankbarer bin ich dem jungen Künstler für den sichtlichen Eifer, die echt künstlerische Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seine Aufgabe erfaßte und darstellte. Ein letztes Dankeswort gebührt noch Herrn Mayer für seine Darstellung des Larsonneau; er hat es verstanden aus dieser kleinen Rolle eine sehr wirksame und charakteristische Silhouette zu gestalten. Alle haben Anspruch auf meinen besten Dank und meine wärmste Anerkennung, denn sie haben Alle auf gefährlichen Posten gestanden. Und hier endet die Geschichte des Stückes.

Die einsichtsvollsten Beurtheiler haben sich geirrt, das Stück ist bis zu Ende gespielt worden, ohne allzu heftigen Widerstand. Wie in allen menschlichen Dingen war auch hier die Wahrheit in der Mitte, weder ein positiver Durchfall, noch ein unbestrittener Erfolg und zwischen den heftigsten Angriffen der Presse und der unbestimmten Haltung des Publikums hat „Renée" im Ganzen

achtunddreißig Aufführungen erlebt mit 72 817 Francs Total-Einnahmen, was auf den Abend eine Durchschnitts-Einnahme von 1916 Francs und 23 Centimes ergiebt. Ist es mir nun wohl gestattet, im Ganzen recht zufrieden zu sein, der ich doch nur auf eine Aufführung zählte und fürchten mußte, mit dieser nichts als Schande und Schmach zu erleben?

In den folgenden Zeilen möchte ich nun meine persönliche Ansicht über „Renée" aussprechen — nicht als Autor, sondern als Kritiker. Das Stück liegt mir, wie ich glaube, fern genug, so daß ich vollständig unparteiisch sein kann.

Was mir am meisten aufgefallen war in dem Wust von Kritiken, die ich über „Renée" in sehr sorgfältiger und aufmerksamer Weise gelesen habe, ist die Enttäuschung der Kritiker, die den Roman „La Curée" kannten, daß sie den Roman im Stücke nicht wieder fanden — ja diese Enttäuschung ging stellenweise bis zur Empörung. Das könnte mich dahin bringen, jedes Stück für schlecht zu erklären, das nach einem Roman gemacht ist. Es ist ersichtlich, Jeder, der der ersten Aufführung der „Renée" im Vaudeville beiwohnte, hatte in seinem Kopfe ein fertiges Stück mitgebracht. Renée hat im Roman das bekannte Temperament, Renée handelt im Roman so und so, sie thut dies und das, — ebenso sind Saccard und Maxime im Roman so und so gezeichnet und müssen im Stücke ganz dieselben Rollen spielen; — nun kann man sich die Entrüstung vorstellen, als auf dem Theater Alles anders kam, als man sich's vorgestellt hatte. Und doch hatte ich das Stück mit Bedacht „Renée" getauft und nicht „La Curée" — das schien mir doch genügend, um anzudeuten, daß von dem Roman „La Curée" nicht mehr die Rede sein sollte. Aber diesen Umstand hat Niemand in Betracht gezogen und die Schuld trifft natürlich nur mich, denn ich hätte es noch deutlicher machen sollen.

Es ist wohl zu erwägen, daß alle jene groben Vorwürfe, die gegen mich erhoben wurden, nur diesem Mißverständniß ihren Ursprung verdanken.

Man hat das Stück mit dem Roman geschlagen, man hat den Roman in den Himmel gehoben, um das Stück herabzusetzen. Die Renée des Romans heirathet Saccard wie die Renée des Dramas, als eine Verführte, um ihr Vergehen vor ihrem Vater zu verbergen oder äußerlich zu repariren, — nur vollzieht die Renée des Romans ihre Ehe mit Saccard in der That; sie hat später eine ganze Reihe von Liebhabern, so daß sie, als sie ihr Auge auf Maxime wirft, in einem langsamen sittlichen Verfall begriffen ist, in vollem Bewußtsein der in ihr entwickelten Unsittlichkeit wirft sie sich dem überreizten Verlangen, der wahren und

wirklichen Blutschande in die Arme. Es ist mir mit Recht vorgehalten worden, daß dies auch allein die richtige Blutschande sei. Ja gewiß, aber warum will man die andere Renée, die Renée des Dramas nicht gelten lassen? Warum bezeichnet man sie als unwahrscheinlich? Diese vollzieht die Ehe mit ihrem Gatten nicht, sie weist alle Liebhaber ab in dem gerechtfertigten Abscheu, den sie seit ihrer Verführung gegen alle Männer empfindet; sie verachtet alle die gewöhnlichen Liebesverhältnisse, die sie in ihrer Umgebung sieht; sie sehnt sich nach einer seltenen, unbekannten Freude, die sie selbst nicht ahnt. Bei dieser Behandlung des Stoffes kann nur von einem drohenden Incest die Rede sein, von dem Augenblick an als Saccard in das Zimmer seiner Frau tritt und seine Rechte als Ehemann reklamirt. Gewiß die Renée des Romans ist viel gewöhnlicher, alltäglicher, allgemeiner, aber das hindert nicht, daß die Renée des Dramas ebensowohl existiren kann. Man streiche die erste aus dem Gedächtniß und die zweite wird vollkommen möglich erscheinen. Ohne Zweifel, die physiologische, meinethalben die psychologische Gestaltung der Renée des Dramas ist viel weniger einfach als die der Renée des Romans, aber ist sie unmöglich? Ist es nicht sonderbar, daß man mir auf der einen Seite vorwirft, diesen Charakter für das Drama feiner und komplizirter gestaltet zu haben, während man mir sonst den Vorwurf entgegenhält, daß ich die Leidenschaften des Menschen auf seine thierischen Bedürfnisse reduzirt habe? So hat in der That der Roman das Drama geschädigt; ich will noch etwas anführen. Nehmen wir an, der Roman existirt nicht: stellen wir uns einen Schriftsteller vor, der die Begabung hat, für das Theater zu schreiben, und dieser Schriftsteller erfindet die Situation einer Frau, die einem ungeliebten Mann die Hand gereicht und die Ehe thatsächlich nicht vollzogen hat, die von heftigster Leidenschaft für ihren Stiefsohn ergriffen wird und mit dieser Liebe im Herzen auf einmal der plötzlich erregten rasenden Leidenschaft ihres Gatten gegenübersteht. Man würde für diese tiefgehende dramatische Situation nicht genug des Lobes finden, man würde die große Szene im vierten Akt mit Beifall überschütten, man würde es unbedingt als eine dichterische Feinheit anerkennen, daß der Incest nur gestreift aber nicht wirklich dargestellt ist. Aber mein Roman „La Curée“ existirt und mir gegenüber ändert sich das Urtheil sofort. Von mir verlangt man den wirklichen Incest und geht sogar so weit, zu behaupten, daß Racine in seiner Phädra weit kühner war als ich, wobei man vollkommen übersieht, daß in „Phädra“ von einem Incest gar nicht die Rede ist.

Und das Allersonderbarste ist, daß man sich — nachdem man die drei Akte matt und schwach gefunden hat — über die beiden letzten Akte empörte, deren Situationen doch nur eine logische Konsequenz der Thatsachen sind, die in den ersten Akten ent-

wickelt wurden. Demnach hätte man mich wohl gesteinigt, wenn ich die Kühnheit gehabt hätte, noch weiter zu gehen; wenn ich es hätte wagen wollen, ein längeres verbrecherisches Zusammenleben der drei Personen zu schildern.

Ich gestehe, daß ich große Lust dazu hatte. Als ich das Stück noch einmal durchlas, bevor ich es dem Vaudeville geben wollte, war es mir ganz klar, daß die Kritik den Umstand, den wirklichen Incest vermieden zu haben, absichtlich nicht anerkennen würde. So habe ich denn auch einen Augenblick geplant, die Ehe zwischen Renée und Saccard sich in der That vollziehen zu lassen, aber das hätte mir einfach das ganze Stück total verändert, die Szene im vierten Akt wäre unmöglich, der ganze erste Akt nicht nöthig gewesen; und ich muß gestehen, daß ich schwach genug war, sowohl am ersten Akt wie auch an der großen Szene des vierten Aktes festzuhalten, da sie beide in starker Gegenwirkung zu einander stehen. Es ist viel darüber gesagt und geschrieben worden, wie unwahrscheinlich die Situationen im ersten Akte sind. Wenn Renée ein Opfer der Gewalt geworden ist, so war sie nicht strafbar oder schuldig —; warum erzählt Renée nicht lieber ihrem Vater Alles, anstatt eine solch' schändliche Verbindung mit einem Unbekannten einzugehen? Andererseits ist der Vater nicht allzuleichtgläubig und lässig, sich ohne jede weitere Untersuchung einen fremden Mann als den Verführer seiner Tochter aufreden zu lassen, um ihm noch ein großes Vermögen nachzuwerfen? Dabei vergißt man freilich Mademoiselle Chuin, die aus einem starken persönlichen Interesse diese ganze Intrigue geplant und zum Abschluß gebracht hat. Sie sagt es ja ausdrücklich, daß sie aus der Verzweiflung des Vaters, der Verirrung der Tochter den größtmöglichsten Vortheil ziehen will. Im Uebrigen, wenn auch Renée ein Opfer der Gewalt ist, so folgt daraus noch keineswegs, daß sie ein vollkommen schuldloses Opfer sei, das Vergehen kann doch unter Umständen begonnen haben oder sich vollzogen haben, die Renée niemals zu gestehen wagen würde. Endlich giebt Renée die Einwilligung zu ihrer Verheirathung mit Saccard doch auch aus kindlicher Pietät; sie will ihren Vater trösten, der durch die Thatsache selbst und durch die schlauen und berechneten Enthüllungen der Mademoiselle Chuin tief gebeugt ist, sie will seine und ihre Ehre, wenn auch nur scheinbar und äußerlich wiederherstellen. In der Phädra des Racine nimmt man es ruhig hin, daß Hippolyte, nur um seinem Vater einen Schmerz zu ersparen, nicht nur Phädra nicht anklagt, sondern sich selbst fälschlich anklagen läßt und dafür den Tod erleidet. Man kann mir vielleicht mit Recht vorwerfen, daß ich mich in der entscheidenden Szene zwischen Mademoiselle Chuin und Saccard etwas zu kurz gefaßt habe. Zehn Zeilen mehr würden mir diesen Vorwurf erspart haben, aber ich wollte sie nicht schreiben. Der entscheidende

Punkt schien mir genügend beleuchtet und ich wollte vor allen Dingen knapp sein. Hat es einen Zweck, noch weiter in Details einzugehen? Giebt es ein Stück, das man auf diese Art nicht zerpflücken könnte? Wenn der Ausgangspunkt des Stückes unklar ist, wenn ich den Stoff so gestaltet habe, daß der wirkliche Incest sich nicht vollzieht — nun dann — ist das Stück eben so wie es ist. Ich war genöthigt diesen Stoff zu gestalten, wie er mir für die Bühne geeignet schien mit allen seinen Vorzügen und Mängeln, — hätte ich an dem Stoff etwas ändern wollen — hätte ich eben ein anderes Stück schreiben müssen.

So wäre ich nun zu der großen Anklage angelangt, die man gegen mich erhebt, zu meinem Vorsatz eine neue, großartige, unfehlbare, dramatische Litteratur zu schaffen, die das moderne Theater mit einem Schlage umgestalten sollte — und wovon ich so herzlich wenig erfüllt hätte. Zuvörderst muß ich nun aussprechen, daß ich persönlich niemals einen solchen Vorsatz ausgesprochen oder etwas anderes in Aussicht gestellt hatte als meine redliche Arbeit und meinen guten Willen und daß es vollständig lächerlich von mir wäre, meinen Arbeiten Etiquetten mit auf den Weg zu geben, wie: diese Stelle ist neu, diese ist es nicht. Was mich aber in der That betroffen macht, ist der Umstand, daß manche Stellen meines Stückes, mit denen ich zufrieden war oder in welchen ich glaubte, einigermaßen originell gewesen zu sein, gerade diejenigen sind, die man am meisten bespottet und deren Werth man am heftigsten bestritten hat.

Ich habe das Symbol der antiken Schicksals-Idee aufgegeben und habe Renée unter den doppelten Einfluß der Erblichkeit und ihrer Umgebung gestellt. Ich weiß nicht, ob das neu ist oder nicht; — ich weiß nur, daß man darüber höchst verächtlich die Achseln gezuckt hat. Ich habe Renée als das Opfer ihrer Abstammung dargestellt, die ihr eine zwiefache, total verschiedene und diametral auseinandergehende Willensneigung, einen Dualismus in die Seele legte, einen Willens-Zwiespalt, der unwiderstehlich auf sie einwirkt, der sie, voll Willenstrieb, doch willenlos umherschleudert zwischen Gut und Böse und rasch und plötzlich von einem Entschluß zum andern drängt. Man hat sich begnügt, sie einfach ungereimt und ihre Handlungen unbegreiflich zu finden. In den Beziehungen Renée's zu Maxime habe ich die gegenseitigen Wechselwirkungen dieser beiden Temperamente, die langsame, stufenweise Entwickelung ihrer Herrschaft, der er sich endlich ohne jede selbstständige Willensregung machtlos ergiebt, wohl studirt. Ueber Maxime hatte die Kritik nur ein höhnendes Lächeln: „ein Mensch, der weich wie Wachs ist, ein Mann, der ein Mädchen ist!" Nun wohl, hier muß ich eine Bemerkung aussprechen, die ich aus der Haltung des Publikums gewonnen habe, und zwar diese: wenn das Stück keine Zukunft hat, so ist der Grund hierfür in der Rolle des

Maxime zu suchen. Das Publikum ist noch nicht so weit, die Schilderung eines jungen Mannes von 20 Jahren zu ertragen, der äußerlich hübsch und zierlich — allerdings zierlich wie eine leichtfertige Coquette — aber innerlich hohl, morsch und faul ist. Wenn Renée mit ihm spielt wie mit einem Hauskätzchen, ihn verlobt und die Verlobung wieder aufhebt; wenn sie ihn hin und her wendet wie einen Handschuh, so entsetzt man sich oder man spottet darüber, weil die Vorführung einer solchen Figur auf den Brettern so lange unzulässig ist, als die Darstellung der Wahrheit auf dem Theater nicht weiter vorgeschritten ist. Ein Geschickterer als ich hätte diese Figur gewiß gemildert, aber der einzige Grund, warum ich sie nicht noch stärker gezeichnet habe, ist der, daß ich gewiß keinen Künstler hätte finden können, der im Stande gewesen wäre, sie darzustellen. Und in der That um Renée's Liebe, die Verworfenheit ihrer lasterhaften Neigung vollständig zu erklären, wäre es auch nöthig gewesen, Maxime ausführlicher zu behandeln. Er hätte uns auf der Bühne entgegentreten müssen, graziös und zierlich wie ein Meißner-Porzellanpüppchen, tadellos in der äußeren Erscheinung, dabei herausfordernd und lüstern; er hätte auf der Bühne sein Leben ausleben müssen, wie er es im Leben thut, ohne jedwede Vertuschung der Wahrheit und in allen seinen Ausschweifungen. Aber freilich, wo wäre ein Künstler zu finden, der eine solche Figur verwirklichen könnte? der allen Reiz einer ephebischen Erscheinung und alle Kunst eines erfahrenen Schauspielers in sich vereinigte? Einen Ausweg gäbe es, — eine große Künstlerin könnte in der Verkleidung diese Rolle wohl durchführen, aber unsere Laster sind zu keusch, um ein solches Experiment zu sanctioniren. Alle wohl erfahrenen Theaterleute werden nun freilich sagen, daß es verrückt ist, Rollen zu schreiben, für die es keine Darsteller giebt — und wenn sie Recht haben, so muß wenigstens zugegeben werden, daß dies eine neue Art von Verrücktheit ist.

Auch den Charakter des Saccard hätte ich lieber nach der alten Schablone zeichnen sollen, denn nur die alte Schablone macht Glück auf dem Theater. Die Schändlichkeit dieses Charakters hat allgemeines Entsetzen erregt. Man hat sich darüber empört, daß er noch im Augenblick, da er von heftigster Liebe zu seiner Frau entbrennt, darauf bedacht ist, — Geld zu verdienen. Die Entwickelung dieses Charakters für das Theater hätte in folgender Weise geschehen müssen: er liebt seine Frau, folglich bestiehlt er sie nicht, — das ist der Sieg der Liebe! doch freilich, wer bestrebt ist, einen solchen Charakter in seinen verborgensten Falten zu beleuchten; wer sich bemüht, das komplizirte Räderwerk der menschlichen Maschine, ja das Leben selbst mit all seinen offenbaren Widersprüchen, Inkonsequenzen und Dunkelheiten bloszulegen, mit einem Worte, wer in der Schilderung der Charaktere analytisch vorgehen will, dem wird einfach, im Namen der Konvention, die heute statt des freien

Genius unser Theater beherrscht, zugerufen: Mache, daß Du fort kommst; Du gehörst nicht aufs Theater! Um es frei zu sagen, dieser Saccard liegt mir sehr am Herzen und ich bin sehr geneigt, ihn zu vertheidigen, und zwar vom ersten Akt an, in dem er sich in seinem verächtlichen und brutalen Ehrgeiz förmlich wiegt im Traume seiner künftigen Macht bis zu dem Augenblick, in dem er auf der Höhe seines errungenen Glanzes von der Leidenschaft zu Renée zu Boden geworfen wird. Ich bilde mir etwas darauf ein, daß ich den Geldmenschen nicht im Liebhaber habe aufgehen lassen; daß ich die Frage des Geldes nicht von der Liebe getrennt habe — und die man sich sehr wohl hüten soll, in unserem Leben zu trennen. Nach meiner Anschauung ist das Leben so und wäre in dem Stücke nichts mehr als der Charakter des Saccard, so hätte man es schon milder beurtheilen müssen.

Hiermit berühren wir die hauptsächlichste und wichtigste Frage in der dramatischen Literatur: die Frage der sympathischen Charaktere. Man kann wohl mit vollem Recht behaupten: heute zu Tage ist ein Stück nur möglich, wenn es durchweg sympathische Charaktere enthält. Das Publikum verlangt idealisirte Figuren, vollkommene Geschöpfe, natürlich innerhalb der Schablonen einer durchaus konventionellen Tugend, — die nur erhabene menschliche Empfindungen äußern. Es ist keine Frage, die Ursachen, warum die dramatische Litteratur der letzten Jahrzehnte im Vergleich zum Roman derselben Epoche so sehr zurückgeblieben, so durchaus unbedeutend geblieben ist, sind nur hierin zu suchen. Warum ist es denn Balzac, Flaubert, den beiden Goncourts gelungen, das Leben, das ganze, volle Leben, in ihren Romanen vor uns auszubreiten? Weil sie die konventionellen und stehend gewordenen Ideen und Begriffe über die Charaktere des jungen Mädchens, der Mutter, des Geliebten, 2c. kühn überschritten haben; weil sie die Schablone der stationären Vollkommenheit, die bisher unbehelligt aus einer Hand in die andere ging, nicht mehr gebrauchen. Sie haben es gewagt, zu zeigen, daß im Menschen nichts vollkommen ist; daß es keine Tugend ohne Laster, kein Laster ohne Tugend giebt; daß diese beiden Willensneigungen der menschlichen Seele sich aufs innigste vermengen und kompliziren, ja daß in diesem Kampf der Wesen um ihre sittliche Existenz etwas Großes liegt. Von da ab hat der Roman mit wirklichen Menschen zu thun, die athmen und handeln wie wir, während das Theater, sein aus einem gegebenen Ideal hervorgegangenes, sein aus Holz geschnitztes Personal von Marionettenfiguren getreulich bewahrt hat. Früher einmal hat ja die Darstellung des Erhabenen allein genügt, aber heute, in unseren Tagen, in unserem Drange, unserem heißen Verlangen nach Wahrheit haben wir auf der Bühne nichts, gar nichts, was wir nur von Weitem den Romanfiguren Balzacs zur Seite stellen können. So lange das Publikum nur sympathische Charaktere verlangt, das

heißt, mit allen möglichen konventionellen Tugenden herausgeputzte Puppen, so lange ist eine naturalistische Entwickelung auf dem Theater unmöglich. Alle diese Versuche scheitern an den leeren Häusern.

Indessen, ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben und es scheint mir nöthig, uns über den Begriff der „sympathischen Charaktre" zu verständigen. Gewiß muß man es verstehen, das Publikum zu interessiren und zu fesseln. Wenn man es zurückstößt, wenn man das Publikum in seinen Ideen und Empfindungen verletzt, so kann man als Autor gewiß sein, daß man es niemals auf seiner Seite haben wird; es kann somit ernstlich niemals davon die Rede sein, die sympathischen Charaktere platterdings durch unsympathische ersetzen zu wollen. Es sind Schwachköpfe, die mir eine solche Thorheit imputiren. Mein Ehrgeiz ist es vielmehr, die Sympathie auf dem Theater in einer anderen Weise zur Erscheinung zu bringen, sie dem schablonenhaften, typisch gewordenen Konventions-Tugendhelden, der nur geboren zu werden braucht, um das Muster aller Tugenden zu sein, — zu entreißen und sie auf den kämpfenden und leidenden Menschen im Allgemeinen zu übertragen; auf alle Diejenigen, die den heißen, verzehrenden Kampf zwischen Gut und Böse kämpfen. Nehmen wir zwei Fälle an. Stellen wir uns zuerst einen Menschen vor, der von vornherein mit allen möglichen vortrefflichen Eigenschaften begabt auf dem Theater von dem üblichen Edelmuth förmlich überfließt: er wird gewiß die große Menge entzücken und rühren. Stellen wir uns nun im Gegensatze einen anderen Menschen vor, der sich aus den dunkelen Tiefen einer gemeinen Handlung durch die Kraft seiner Intelligenz emporringt, der auf der Höhe seines erträumten Glückes von einer unerfüllbaren Leidenschaft mitten ins Herz getroffen wird, — ins Herz, dessen Existenz er stets geläugnet hat, — und der dann durch diese Leidenschaft zermartert zu Boden sinkt: warum sollte sich die große Menge durch diesen Kampf nicht ebensowohl rühren und ergreifen lassen? Mit einem Worte, ich möchte der großen Menge im Theater die Liebe für die gesammte Menschheit, eine fast brüderliche Theilnahme für alle leidenden und kämpfenden Mitmenschen einflößen, statt der lügnerischen Bewunderung und Verhimmelung der menschlichen Vollkommenheit. Ist das zu viel verlangt? So weit ist das Publikum allerdings noch nicht — es ist noch allzusehr mit dem Zuckertand schmeichlerischer Schönredereien überfüttert. Trotz alle dem wird es dahin noch kommen, denn unsere Zeit ist zu sehr erfüllt von dem Drange nach Wahrheit, sie geht diesem Ziele mit langsamen, aber unabwendbaren Schritten entgegen.

Es ist ja nur natürlich, daß die Kritik, da sie in meinem Stück „Renée" nichts Neues entdecken konnte, die sämmtlichen Charaktere abscheulich und antipathisch fand und das ganze Stück

als einen Mischmasch gemeiner und verbrecherischer Seelen bezeichnete. Nun, vielleicht habe ich eben das gewollt? Gesteht doch wenigstens zu, daß ich es versucht habe, die unausstehliche Tugend-Schablone zu beseitigen, und daß dazu ein großer Muth gehört, — denn solchen Bestrebungen ist der Mißerfolg sicherer als alles Andere. Nach meiner Ueberzeugung sind aber Renée und Saccard keineswegs antipathisch; ich habe nur versucht, sie durch andere als die üblichen Mittel sympathisch zu machen, durch die Wahrheit, den Kampf, die Kraft, das Leiden. Darüber endlich, daß man das Stück unmoralisch fand, kann ich nur lächeln; — im Gegentheil, es ist zu moralisch, — das ist die Wahrheit — es will zu viel beweisen, — es prunkt sogar ein wenig mit seiner Moral; — ich wünschte ihm eine stolzere Uneigennützigkeit, — die Selbstlosigkeit der Thatsachen, ohne Wortschwall.

Wenn ich nun schließlich resumiren soll, wenn ich selbst über mein eigenes Werk mein eigenes Urtheil als Kritiker aussprechen soll, so kann ich mich ganz kurz fassen. Ich finde das Stück ungleich und unvollkommen. Diese Fehler kommen aus der doppelten Quelle, aus der das Stück geschöpft ist, man merkt es ihm an, daß es aus diesen zurecht gemacht und komplizirt ist; daß es im Hinblick auf eine bestimmte Künstlerin und ein bestimmtes Theater geschrieben ist. Ich bin jedoch mit dem ersten Akt, mit dem vierten Akt und mit einem Theil des fünften Aktes zufrieden und im Allgemeinen finde ich den Gang der Handlung einfach und logisch. Ich habe mich bestrebt, jene Einfachheit in die Handlung zu bringen, die ich so oft für unsere moderne Produktion gewünscht und gefordert habe. Andere werden mein Stück mit der Phädra des Racine vergleichen und wenn sie auch noch so streng, aber doch gerecht urtheilen, werden sie gewiß auch n meinem Stück tragische Einfachheit der Motive konstatiren müssen. Begehrt man nun eine Formel für das Stück, so wäre es diese: der physiologische, oder, wenn man will, der psychologische Mensch, der durch seine Umgebung beeinflußt ist, in seinen innersten und gesammten Lebensäußerungen dargestellt; als Hauptinteresse des Stückes die Analyse der Charaktere, der Empfindungen und Leidenschaften und als Handlung eine einzige, wahre Thatsache, die aus den Charakteren entspringt, diese in ihrer Menschlichkeit erschüttert und endlich die logische Lösung herbeiführt.

Médan, Mai 1887.

Emile Zola.

Personen.

Aristide Saccard.
Maxime.
Beraud du Châtel.
Carsonneau.
Germain.
Bernard.
Renée.
Mad^{lle} Chuin.
Ellen Maaß.
Adele.

Erster Akt.

Großes, düsteres Arbeitszimmer des Herrn Beraud du Châtel; dunkle Tapeten und Möbel im Stile Ludwig XIII. Im Hintergrunde zwei große Fenster, durch welche man die Seine, eine lange Reihe von Straßen, Quais, Brücken und ganz am Ende den Louvre und die Tuilerien sieht. Seitenthüren. Seite links ein Kamin.

Erster Auftritt.

Beraud. Mad^lle^ Chuin.

Beraud (sitzt Seite rechts an seinem Schreibtisch; er ist im Fauteuil eingeschlafen; sein Gesicht zeigt große Ermüdung und eine tiefe schmerzliche Bewegung. Auf dem Schreibtisch eine Lampe, welche trübe brennt und dem Erlöschen nahe ist wie das Feuer im Kamin; halbe Beleuchtung.)

Mad^lle^ Chuin (eintretend). Er ist nicht zu Bett gegangen .... (Beraud aufweckend.) Gnädiger Herr! — Gnädiger Herr, das ist nicht recht, — Sie werden sich zu Grunde richten, — Sie müssen den Kummer zu überwinden suchen.

Beraud (aufwachend). Ah! Sie sind es — Mademoiselle — ich habe die ganze Nacht damit zugebracht, den Vermögens-Ausweis zu ordnen.

Mad^lle^ Chuin. Und kein Feuer im Kamin! Heute Morgen hat es gefroren. (Sie öffnet die inneren Fensterflügel. Das Tageslicht dringt ein — man sieht durch die Fenster die Straßen von Paris.)

Beraud. Wie viel Uhr ist es?

Mad^lle^ Chuin. Bald neun Uhr, gnädiger Herr —

Beraud. Neun Uhr .... Ist ... dieser Mensch schon gekommen?

Madlle Chuin. Nein ... noch nicht ... Aber er kommt gewiß; ich habe ihn gestern Abend noch gesprochen. (Sie löscht die Lampe aus; nach einer Pause) Wenn die Ergebenheit, mit welcher ich Mademoiselle Renée seit dem Tode ihrer Mutter diene, mir einiges Recht giebt, so gestatten Sie mir, gnädiger Herr, an Ihre Güte eine recht herzliche Bitte zu richten. Das gnädige Fräulein ist in dem Unglück, das sie betroffen hat, mehr ein Opfer als eine Schuldige. Und nun, da der Mann, der sie auf so schändliche Weise verführt hat, ihr seinen Namen geben will, könnten Sie Ihrem armen Kinde nicht verzeihen? Seit den drei Tagen, seit sie aus Ihrer Nähe verbannt ist, liegt sie in ihrem Zimmer, bleich und starr wie eine Todte.

Beraud (ist aufgestanden). Ich will sie sprechen — bevor dieser Mensch eintrifft, — aber nur, um ihr die nöthigen Aufklärungen zu geben; — von Vergeben kann keine Rede sein. Sagen Sie dem Fräulein, daß ich sie erwarte.

Madlle Chuin. Sehr wohl, gnädiger Herr.

Beraud (ihr nachrufend) Und melden Sie es mir sofort, wenn dieser Mensch da ist. (Madlle Chuin geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Beraud, später Renée.

Beraud (allein). Mein Gott! Mein Gott! ... Ah! Welche Qualen! Welche Schmach .... (Er sinkt schmerzbewegt und schluchzend in den Fauteuil zurück, bedeckt das Gesicht mit den Händen. Nach einiger Zeit ermannt er sich durch eine sichtliche Kraftanstrengung und als Renée bleich und schweigend eintritt, empfängt er sie ernst und streng.) Tritt näher, ... ich habe mit Dir zu sprechen.

Renée. Mein Vater —

Beraud. Nein, sage nichts, — es ist unnütz.

Renée. Warum haben Sie mich nicht angehört, mein Vater? Ich will Ihnen Alles bekennen, vielleicht

finden Sie mich weniger schuldig, wenn Sie alle Umstände wissen. —

Beraud. Nein, schweige, ich will nichts wissen. — Ein Mann hat Dich verführt. Er wird Dich heirathen. Das ist genug. Mehr will ich von Deinen Liebschaften nicht wissen. (Renée macht eine Bewegung, als ob sie fortgehen wollte.) Nein, bleibe — ich muß mit Dir sprechen; — ich habe Dir ernste Dinge zu sagen.

Renée (sich setzend). Ich höre, mein Vater.

Beraud. Dieses Haus ist vor zweihundert Jahren von einem Beraud du Châtel erbaut worden, der Parlamentsmitglied war. Seitdem sind alle unsere Vorfahren darin geboren, — ich selbst bin darin geboren, wie auch Du, meine Tochter. Sechzig Jahre lang lebe ich hier, als Nachfolger würdiger Voreltern, mit unablässiger Sorgfalt bemüht, Dir die Ehre unseres Hauses rein und fleckenlos zu hinterlassen. Auch mir waren hohe Würden anvertraut, bis mich schwerer Kummer und tiefer Unmuth veranlaßten, mein Amt als Präsident niederzulegen. Dies Alles wußtest Du, Renée, aber ich muß es Dir wiederholen, da Du es vergessen zu haben scheinst.

Renée (senkt schmerzbewegt den Kopf). Schonen Sie mich, mein Vater.

Beraud. Jawohl, ich hatte schweren Kummer zu erleiden; heute sollst Du die Ursache davon erfahren .... Du warst acht Jahre alt, als ich eines Tages in Deine Pension kam, um Dir zu sagen, daß Deine Mutter gestorben war; ... nun wohl ... damals hatte ich gelogen ... Deine Mutter war nicht gestorben, sie war davongegangen mit einem Geliebten, mit einem meiner Schreiber, einem Lakaien. —

Renée (steht auf, in tiefer innerer Bewegung). Mein Vater!

Beraud. Bleibe sitzen .... Du bist kein Mädchen mehr, Renée, Du bist nun eine Frau — Du darfst jetzt Alles hören .... Ich betete Deine Mutter an; sie war arm, als ich sie heirathete; sie stammte aus

einer kleinen Bürgerfamilie und verdankte mir Alles; dafür zählte ich auf ihr Herz und doch betrog sie mich. Später freilich erfuhr ich, daß das Laster erblich bei ihr war; daß ihre ganze Familie an einer unglückseligen Veranlagung des Gehirnes litt. Von da ab wurde ich ruhiger; ich begann, ihr zu verzeihen, denn sie erschien mir als eine Kranke . . . aber mit welcher qualvollen Verzweiflung mußte ich mich zu dieser bittern Erkenntniß durchringen! — Sie hat mein Leben vernichtet, mein Haus verödet und entehrt. Dem Betruge folgte der Skandal. Drei Jahre lang konnte ich noch die Spuren ihrer Liebschaften verfolgen, — endlich starb sie in solcher Schmach — —

Renée. Ich beschwöre Sie, — Sie martern mich.

Beraud. Hättest Du Dich nicht selbst vergangen, würde ich Dir nie die volle Wahrheit enthüllt haben; — ich hätte gefürchtet, Deine Seele zu vergiften. — — Du allein warst mir zurückgeblieben, Du besaßest meine ganze Liebe . . . . Diese Mademoiselle Chuin war mir bei Deiner Erziehung behülflich; — früher vertraute ich ihr vollständig, jetzt habe ich Grund, ihr zu mißtrauen. — Sie schien Dich zu lieben, vielleicht hat sie Dich jetzt verkauft . . . Wie oft erschrak ich zu Tode vor Deinen kindlichen Unarten; Du fingst an, Deiner Mutter ähnlich zu werden; ich erkannte ihr Haar, ihren Blick an Dir, ja, ihr Lachen hörte ich wieder, . . eine Aehnlichkeit, die mich tief beunruhigte . . . . Eines Abends, — Du warst zehn Jahre alt, . . . hörte ich Dich hinter einer Thüre lachen; — ich öffnete — und als Du mir entgegentratst, war ich im Innersten betroffen: aus Deinen heiteren Augen leuchtete mir ihr Blick entgegen. Seit jener Zeit war meine Seele voll ernster Sorge für Dich; — je mehr Du Dich entwickeltest, desto bestimmter sah ich sie wieder erstehen — mit allen ihren Reizen und allen ihren Thorheiten. Dann — es waren Tage der Freude, — gab es Augenblicke, in denen ich in Deinen Bewegungen, in Deinen Worten mein Blut, mich

selber zu erkennen glaubte; ich fing an, mich zu beruhigen; — ich sah einen klaren Verstand und ein edles, stolzes Herz in Dir . . . Und nun kommt ein Mann, der erste beste, und Du hast Dich ihm wie eine Dirne hingegeben! — (Tief bewegt.) Unglückselige, in Dir fließt das Blut Deiner Mutter!

Renée. Gnade! Ach, Erbarmen! —

Beraud. Ist denn der Schandfleck ewig unauslöschlich? Hätte ich Dich darum in Deiner Kindheit gepflegt und gehütet, Dich darum vor jeder Unbill des Lebens ängstlich bewahrt, damit sich eines Tages die alte Schuld wieder regt und Dich mit einem Male der Verworfenheit Preis giebt? — O ja, ich kenne das, ich habe es in meinem Berufe oft erlebt. Es sind die angeborenen Triebe; ihr böser Keim liegt im tiefsten Innern. Mag man ihn auch durch Jahre der Erziehung, durch ein gutes Beispiel, vernichten wollen — er entwickelt sich dennoch und verdirbt die Besten, wenn die Umstände es wollen. Du hast die alte Schuld wieder lebendig gemacht; Du hast mir dieselben Thränen erpreßt; ich habe nur noch heftiger gelitten, denn ich habe keine Hoffnung mehr; — unser Geschlecht ist zu Ende.

Renée. Gnade! (sie fällt ihm zu Füßen.)

Beraud. Und was wird nun geschehen? Wird die Schande weiter wuchern? Du verheirathest Dich jetzt unter Umständen, die mich entsetzen. — Ich will Dir sagen, was geschehen wird. Die alte Schuld bleibt lebendig, Du wirst Deinen Gatten betrügen! — vertheidige Dich nicht, — Du hast ja auch Deinen Vater betrogen! . . . Es ist nur logisch . . . Der Geliebte, den Du jetzt heirathest, wird ersetzt werden durch einen andern Geliebten . . . . Stehe auf, — weine nicht; — sieh mich nicht an. Auch Deine Mutter hat eines Tages vor mir auf den Knieen gelegen, hat geschluchzt wie Du, — hat mich angesehen wie Du.

Renée (erhebt sich, im Innersten empört). Ich bin Ihre

Tochter, mein Vater . . . Sie werden mich Ihrer würdig finden! Warum stoßen Sie mich fort, ehe Sie mich gehört haben —

Mad^lle Chuin (tritt ein). Gnädiger Herr — Sie verzeihen, . . . der Herr, den Sie erwarten . . .

Beraud (hat sich gefaßt, vollständig kalt und ruhig). Es ist gut; — Renée, — ich habe Dir nichts mehr zu sagen. Gehe! (Renée geht ab.)

Dritter Auftritt.

Beraud. Mad^lle Chuin.

Mad^lle Chuin. Gnädiger Herr, — der Herr, den Sie erwarten, ist da.

Beraud (wird bleich, schwankt und stützt sich auf die Lehne des Fauteuils).

Mad^lle Chuin. Mein Gott, was ist Ihnen? — Ich habe es doch immer gesagt, daß Sie sich noch krank machen werden. — Soll er eintreten?

Beraud. Gleich, gleich . . . . (Nach einer Pause.) Lassen Sie ihn eintreten und bitten Sie ihn, einen Augenblick zu warten; . . . ich bin gleich wieder da. (Er geht in tiefer Bewegung ab.)

Vierter Auftritt.

Mad^lle Chuin. Saccard.

Mad^lle Chuin (noch an der Thüre). Bitte, treten Sie ein.

Saccard (tritt langsam ein, indem er sich mit forschenden, neugierigen Blicken umsieht).

Mad^lle Chuin. Bis der Herr kommt, wollen wir Alles noch einmal besprechen. Die unglückselige Thatsache kennen Sie. Unser armes Fräulein ist verführt worden, als sie bei Bekannten auf dem Lande zum Besuch war und zwar durch den Gemahl einer ihrer Freundinnen, der sie natürlich nicht heirathen kann. Den Vater würde die Schande tödten, wenn die Ehre der Tochter nicht wiederhergestellt werden könnte. Nun habe ich ihm einen Theil der Wahrheit eingestanden

und Sie als denjenigen bezeichnet, der sie verführt hat und nun auch entschlossen ist, sie zu heirathen.

Saccard (kalt und gelassen). Ja, ganz Recht. Sie haben mich mit dieser Infamie ködern wollen.

Mad^lle Chuin. Eine Infamie? Das garstige Wort kann ich nicht zugeben. Die Wahrheit, mein lieber Herr, ist, daß Sie eine noble Familie der Verzweiflung entreißen. Ich will Ihnen ganz ehrlich gestehen, daß ich bei alledem auch ein wenig an Sie gedacht habe; es hätten sich leichtere und bequemere Auskunftsmittel finden lassen, aber ich kannte Sie und es betrübte mich, einen Mann von Ihren Fähigkeiten im beständigen Elend gegen ein lächerliches Mißgeschick kämpfen zu sehen; darum habe ich diese Heirath mit unserem armen Fräulein arrangirt, das den Kopf völlig verloren hatte. Nun sind Sie oben auf; — eines Tages werden Sie es mir noch danken.

Saccard. Ich danke Ihnen auf der Stelle. — Sie wissen wohl, daß Sie Ihren Antheil bekommen.

Mad^lle Chuin. Ich liebe unsere Renée so sehr; — seit zehn Jahren, mein lieber Herr, vertrete ich Mutterstelle bei ihr; o, ich habe keine Sorgen und keine Mühen gescheut. Sie ist aber auch das liebenswürdigste und gehorsamste Kind . . .

Saccard. Schweigen Sie — der Vater kommt.

Beraud (tritt schweigend ein, während Madlle Chuin sich zurückzieht).

Fünfter Auftritt.

Saccard. Beraud.

Beraud. Sie sind es also, mein Herr? — (Er sieht ihn durchdringend an. Pause.) Wie ist Ihr Name?

Saccard. Aristide Saccard.

Beraud. Sie sind Wittwer? Sie haben einen Sohn?

Saccard. Ja, einen Knaben von zwölf Jahren, welcher bei einem meiner Brüder im Süden lebt.

Beraud (nach einer abermaligen Pause). Mein Herr, Sie haben nichtswürdig gehandelt —

Saccard (mit niedergeschlagenen Augen). Vergeben Sie mir.

Beraud (mit steigender Entrüstung). Nichtswürdig, feige und hinterlistig; . . . . wie ein Dieb haben Sie sich in mein Haus geschlichen.

Saccard. Ich habe Ihren Zorn verdient.

Beraud. Meine Tochter hatte eine hübsche Mitgift. — Es war ganz geschickt, erst sie zu bethören, von ihrer Schwachheit Nutzen zu ziehen und dann bei mir den Großmüthigen zu spielen und in eine Heirath zu willigen. Das ist ein leicht erworbenes Vermögen, — eine Schlinge, mit der Sie sicher waren, die Tochter und den Vater zu fangen.

Saccard. Gestatten Sie mir, mein Herr —

Beraud. Was? Was soll ich Ihnen gestatten? Sie haben hier zu schweigen. Ich sage Ihnen, was ich Ihnen sagen muß und was Sie von mir hören müssen, denn Sie stehen als ein Schuldbeladener vor mir . . . Haben Sie eine Empfindung für die alte Ehrwürdigkeit dieses Hauses? Nun wohl, mein Herr, Sie haben sie mit Füßen getreten . . . . Ich wäre beinahe darüber gestorben und wie Sie mich hier sehen, jetzt, in diesem Augenblick, mit diesen zitternden Händen, ist mir zu Muthe, als wäre ich an einem Tage um zehn Jahre älter geworden . . . Schweigen Sie und hören Sie weiter.

Saccard. Ich habe den Kopf verloren; . . . . ich konnte Fräulein Renée nicht sehen — ohne —

Beraud (mit starkem Ausdruck). Schweigen Sie! Ich will nichts wissen! . . . Ob meine Tochter Sie aufgesucht, oder ob Sie meiner Tochter nachgestellt haben — ist mir völlig gleichgültig . . . Ich frage Sie nicht darnach, so wenig, als ich meine Tochter darnach gefragt habe. Behalten Sie Beide Ihre Geständnisse, — ich will diese schmutzige Geschichte nicht näher kennen lernen — denn Ihre Schändlichkeit bleibt dieselbe. (Nach einer

Pause, in einem ruhigen Tone.) Entschuldigen Sie den Ausbruch meiner Empfindungen, mein Herr. — Ich hatte mir vorgenommen, vollständig kalt und ruhig zu bleiben. Ich weiß wohl, nicht Sie sind in meiner Hand, sondern ich bin in der Ihrigen und deshalb bedarf ich Ihrer Schonung .... Sie sind zu mir gekommen, um mir eine Uebereinkunft anzubieten, die nothwendig geworden ist. Nun wohl, mein Herr, schließen wir diese Uebereinkunft ab. — Wollen Sie gefälligst Platz nehmen. (Er setzt sich an den Schreibtisch, Saccard setzt sich ihm gegenüber.)

Saccard. Sprechen Sie, fordern Sie. Sie werden mich bereit finden.

Beraud (nimmt die Papiere von seinem Schreibtisch). Mademoiselle Renée Beraud du Châtel hat nach dem Tode ihrer Mutter ein Vermögen von dreimal hunderttausend Francs geerbt, die ihr am Tage ihrer Verheirathung zufallen. Diese Summe hat sich seither durch Zinsen vermehrt ... Hier sind die Beläge. Ich habe die Nacht damit zugebracht, sie zu ordnen, um sie Ihnen übergeben zu können.

Saccard (verweigert die Annahme der Papiere). Das ist nicht nöthig.

Beraud (drängt ihm die Papiere auf). Sie sollen ihre Richtigkeit bestätigen; nehmen Sie — ich will es. Sie müssen doch wohl das Vermögen Ihrer Frau kennen lernen? — Das ist nicht Alles. Eine Tante Renée's hat diese zur gesetzlichen Erbin großer Terrains in der Rue Popincourt eingesetzt, die auf zweimal hunderttausend Franks geschätzt sind. Sie sind an Gärtner vermiethet und tragen sehr wenig: Sie finden auch eine Auffstellung dieser Grundstücke und einen Ausweis über die Anlage der bisherigen Mieths-Erträgnisse.

Saccard. Alles dies hat seine Richtigkeit — ich habe mich soeben davon überzeugt, mein Herr. Wollen Sie nur die Güte haben, mir die Bemerkung zu gestatten, daß ich keine Veranlassung habe mich mit dem Vermögen meiner Frau zu befassen, denn ich

wünsche ausdrücklich, daß wir in unserer Ehe keine Güter-Gemeinschaft haben, sondern daß meiner Frau das vollständige und selbstständige Verfügungsrecht über ihre Mitgift verbleibt.

Beraud. O, ohne Zweifel. — Bleibt noch unser beiderseitiges Verhältniß zu ordnen. Ich überweise Ihnen — der Notar wird diese Bestimmung in den Ehevertrag aufnehmen, — die Summe von fünfmal hunderttausend Francs. Ich weiß, Sie haben nichts. Sie können die Summe bei meinem Banquier erheben, einen Tag nach der Hochzeit.

Saccard. Aber mein Herr, ich will Ihr Geld nicht — ich begehre nur Ihre Tochter.

Beraud. Meine Tochter kann unmöglich einen Mann heirathen, der weniger besitzt als sie selbst. Ich überweise Ihnen die Mitgift, die ich für meine Tochter bestimmt hatte. Das ist Alles. Bitte, mir nicht zu danken. Sie haben vielleicht eine größere Summe erwartet, aber ich werde im Allgemeinen für reicher gehalten als ich bin. (Er klingelt und steht auf.)

Saccard (ebenfalls aufstehend, sehr blaß, für sich). Ah! es wird mir doch schwerer als ich dachte.

Beraud. (Zu Madlle Chuin, welche eintritt.) Bitten Sie das gnädige Fräulein, zu mir zu kommen. (Zu Saccard, der sich zurückziehen will.) Bleiben Sie. (Renée tritt ein, sie und Saccard stehen einander gegenüber, sehen einander an, ohne zu grüßen oder eine Bewegung zu äußern.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Renée.

Beraud (tritt zwischen die Beiden). Meine Tochter, hier ist dieser — Herr. Wir haben uns geeinigt. Die Hochzeit wird in der kürzesten gesetzlichen Frist stattfinden. (Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Saccard. Renée.

Renée (nach einer Pause.) Nun, mein Herr, ist die Sache abgeschlossen?

Saccard. Ja, Madame.

Renée (verächtlich). Umsobesser! Ich fürchtete schon, es würde sich Niemand finden, der bereit wäre, einen solchen Handel einzugehen.

Saccard (sehr höflich). Vergebung, Madame, aber ich glaube, Sie täuschen sich über die Beziehungen, welche zwischen uns Beiden durch die Abmachungen geschaffen sind, die Sie ganz richtig einen Handel nennen. Vorhin mußte ich die Augen niederschlagen vor Ihrem Vater, vor diesem würdigen Manne, den ich betrog. Aber vor Ihnen, Madame, nicht; das ist doch etwas anders, — denn Sie sind meine Mitschuldige und wie ich die Sache ansehe, sind wir einander gleichgestellt.

Renée. Ah, wahrlich!

Saccard. Ja wahrlich, völlig gleichgestellt . . . Sie bedürfen eines Namens, um ein Vergehen zu verdecken, das ich mir nicht weiter zu beurtheilen gestatte, und ich biete Ihnen den meinigen an. Ich, meinerseits bedarf einer socialen Stellung, um große Unternehmungen ins Werk zu setzen, deren Resultate Sie eines Tages sehen werden. Sie bringen mir die Stellung, die ich wünsche . . . Demnach sind wir wie zwei Geschäfts-Theilhaber, deren Einlagen gleichen Werth haben und wir sollten einander nur dankbar sein für den Dienst, den wir uns gegenseitig leisten.

Renée. Nun wohl . . . Kennen Sie meine Bedingungen?

Saccard. Nein, Madame, aber ich bitte dieselben mir zu nennen —; ich nehme sie im Voraus an.

Renée. Unsere Wege sind völlig getrennt, . . . ich will mir meine absolute Freiheit bewahren. Sie begeben sich aller Rechte auf mich und entheben mich aller Pflichten gegen Sie.

Saccard. Wenn ich galant sein wollte, müßte ich sagen, daß ich über diese Bedingungen untröstlich bin; denn, Madame, Sie sind schön; o ja, schön,

schöner als ich gedacht habe, . . . aber wir wollen uns doch nicht Schmeicheleien sagen. Es macht mich glücklich, wahrzunehmen, daß Sie den Muth haben, unsere beiderseitigen Beziehungen richtig aufzufassen. Wir betreten das Leben auf einem Wege, auf dem wir wohl keine Rosen pflücken werden. (Immer höflich.) Ich darf nur noch die Bedingung aussprechen, daß Sie von Ihrer Freiheit niemals einen Gebrauch machen, der ein Einschreiten meinerseits nöthig macht.

Renée. Mein Herr!

Saccard (sich höflich verneigend). O ich bitte, ich beschwöre Sie, Madame, zürnen Sie nicht. Wir müssen uns einigermaßen frei aussprechen dürfen, wenn wir uns verständigen wollen. (Nach einer Pause schlägt er plötzlich einen freieren Ton an.) Ja, sehen Sie, Madame, wir kennen uns eben nicht — — und wir thäten wahrhaftig Unrecht, uns von vornherein zu verachten; — o, ich merke es wohl, Sie verachten mich; — das kommt daher, weil Sie nicht wissen, wer ich bin und was ich will.

Renée. Ich weiß, daß Sie der Enkel eines Bauern sind.

Saccard. Ja wohl . . . wir waren drei Brüder und unsere Mutter wollte mit uns hoch hinaus . . . der Aelteste ist auch mit aller Gewalt im Leben emporgekommen. Ich hingegen blieb in Marseille, nachdem ich meine Schule hinter mir hatte und mußte meinen brennenden Ehrgeiz in einer unbedeutenden Stellung herunterwürgen. Nur des Sonntags, wenn ich allein spazieren ging, ließ ich ihm freien Lauf; ich fühlte mein Genie. Es war nicht etwa eine niedrige, neidische Empfindung, o, keineswegs, es war das klare Bewußtsein meiner Intelligenz und meiner Willenskraft. Ich hatte einen Lieblingssatz, den ich mir immer wieder vorsagte: „Ich bin eine Kraft“ und doch lachte man über mich, wenn man mich mit meinem alten, schäbigen und abgerissenen Ueberzieher ankommen sah, dessen Aermel mir über die Hände fielen. O . . . ich

habe viel gelitten . . . Sie hören mir nicht zu, Madame.

Renée. Doch, doch, ich höre Ihnen zu.

Saccard. Sobald es mir nun möglich war, eilte ich nach Paris. Ah, Paris war meine brennende Sehnsucht! O, ich glaubte, ich brauchte nur meine Hand auszustrecken, um eine Stellung zu finden, die meinem Ehrgeize genügte. Ich hatte Empfehlungsbriefe; man wies mich überall ab. Während zweier langer Monate sah ich eine Thüre nach der andern sich mir verschließen. Von meinem Gelde blieben mir zwanzig Francs. Davon lebte ich noch einen ganzen Monat; ich aß nichts als Brod; ich lief in der Stadt umher vom Morgen bis zum Abend, und wenn ich nach Hause kam, erschöpft vor Anstrengung, legte ich mich im Dunkeln zu Bett, und meine ewig leeren Hände ballten sich im Zorn! Was ich auch begann, was ich unermüdlich immer wieder von Neuem versuchte, nichts, nichts glückte mir in dieser ungeheuern, einfältigen Stadt, die mich zurückstieß, die meine Kraft nicht verstand.

Renée. Sprechen Sie leiser — mein Herr, die Dienerschaft könnte Sie hören.

Saccard. Eines Abends, — es war der Abend, an dem Fräulein Chuin in Ihrem Auftrag bei mir war, — kam ich wieder frierend und hungernd nach Hause; mein letztes Stück Brod hatte ich am Abend vorher verzehrt. Ein feiner, durchdringender Regen hatte mich bis auf die Haut durchnäßt, wieder war ich den ganzen Tag rastlos umhergelaufen, um mir eine Stellung zu suchen; ich war in Bercy, in Montmartre gewesen . . . Alles umsonst, — Alles vergebens — In dumpfer Niedergeschlagenheit, müde und matt, schleppte ich mich nach Hause und konnte es nicht fassen, warum nur ich nicht zu leben haben sollte, da doch um mich herum ein ganzes Heer von Menschen herrlich und in Freuden lebte, im Ueberfluß und im Luxus. Als ich, wie

geistesabwesend, vor dem Schaufenster eines Wechslers stehen blieb, bespritzte mich ein Wagen mit Straßenschmutz; am Place du carousel gab mir ein Vorübergehender einen Fußtritt wie einem Hund. Auf der Brücke Saints Pères stieß mich ein kleines Mädchen an, ich taumelte und wäre bald umgesunken, da lief ich im vollen Trabe nach Hause . . . schluchzte und schrie . . . und wollte mir ein Leids anthun; — da kam Fräulein Chuin . . . und ich willigte in Alles.

Renée. Davon hat sie mir nichts gesagt, . . . indessen, es ist noch Zeit, mein Herr.

Saccard. O bitte, nein — ich will nicht zurücktreten. Ich wäre vor keiner Arbeit zurückgeschreckt und doch war ich nahe daran, in schmählicher Unthätigkeit elend zu Grunde zu gehen. Ist das gerecht? Ist das logisch? O, ich hätte bersten können vor Wuth. Nun wohl, die Welt hat es so gewollt. Was liegt am Urtheil der Menge, wenn man ihr den Fuß in den Nacken setzen kann?! In dieser Welt entscheidet die Macht allein — und ich werde zur Macht gelangen! Darin liegt für mich alles Glück! (Geht an das große Fenster im Hintergrunde.) Sehen Sie, da liegt die große, schöne Stadt Paris! Sie schenken sie mir durch ihre Hand! Jetzt gehört sie mir! . . . Wie unermeßlich sie sich ausbreitet, wie ahnungslos, wie heiter sie erwacht im Lichte der Sonne; — noch kennt sie ihr Schicksal nicht, noch weiß sie nicht, daß sie bald ein ganzes Heer von Hacken und Schaufeln durchwühlen wird, um mir durch Unternehmungen, die ich ersonnen habe, einen wahren Goldstrom zuzuführen.

Renée. Wie klein ist Ihre „Kraft", wenn sie nur Geld erwerben will.

Saccard. Halten Sie mich nicht für habgierig. — Ihr Vermögen ist in meinen Augen nur ein Mittel, um hoch zu steigen, um zur Macht zu gelangen. Wüßten Sie, wie viel schlaflose Nächte ich damit zugebracht habe, mich meinen ehrgeizigen Träumen hinzugeben

und wie sie die grausame Wirklichkeit des folgenden Tages immer wieder von Neuem zerstörte, Sie würden stolz sein, Ihren Arm auf den meinigen zu stützen und sich zu sagen, daß Sie aus dem Hungerleider von gestern heute einen Mann gemacht haben. — Nun wohlan —, Renée, — wollen Sie mein Weib sein?

Renée. Niemals! . . . Sie werden nur dem Namen nach mein Gatte, sonst sind unsere Wege völlig getrennt. Ich habe mir absolute Freiheit ausbedungen.

Saccard (nach einer Pause vollständig kühl und geschäftsmäßig). Nun wohl — es ist abgemacht, Madame. (Sie grüßen sich, Renée geht ab.)

Achter Auftritt.

Saccard (allein).) Wie konnte ich nur auf den dummen Gedanken kommen, diese Frau überzeugen zu wollen? Sie ist sehr schön; es ist besser, ich liebe sie nicht. (Er geht ans Fenster und sieht hinaus.) Gleichviel, — jetzt, Paris, bist Du mein!

Zweiter Akt.

Sehr reich ausgestattetes Arbeitszimmer Saccards; es enthält keine Bibliothek, ist auch nicht mit Kunstwerken geschmückt. Links ein großer Schreibtisch mit Skripturen und Schreibmaterialien bedeckt, Sopha, Fauteuil, Stühle rechts vor dem Kamin. Mittel- und Seitenthüren.

Erster Auftritt.

Saccard. Germain.

(Beim Aufziehen des Vorhangs sitzt Saccard an seinem Schreibtisch und schreibt, dann legt er die Feder weg und klingelt.)

Saccard (zum Diener, der mit einer Liste in der Hand durch die Mitte eintritt). Germain, ist mein Sohn nach dem Déjeuner ausgegangen?

Germain. Nein, gnädiger Herr, .. ich glaube, daß Herr Maxime noch im Hôtel ist.

Saccard. Vergewissern Sie sich dessen und sagen Sie ihm, daß ich ihn erwarte. (Ihn zurückrufend.) Hören Sie, Germain, sind noch viel Leute da?

Germain. Gewiß, gnädiger Herr, — das Vorzimmer ist gedrängt voll.

Saccard. Geben Sie mir Ihre Liste, so kommen wir eher zu Ende. (Liest.) „Madame Hartmann; der Präfekt des Departements Saône-et-Loire; Fürst Woronoff; Boussard, Feldhüter von Souvigny; der Gerichtspräsident von Ajaccio; Finet, Seifenfabrikant." O, das ist ja zum verrückt werden . . . das halte ich nicht aus . . . ich muß fort . . . doch halt, hören Sie, Germain, wenn Se. Excellenz der Herr Finanzminister

kommt, lassen Sie ihn sofort eintreten. Sind das Alle, die auf der Liste stehen?

Germain. Alle. Das heißt mit Ausnahme des Herrn Larsonneau.

Saccard. Wie, Larsonneau ist hier? . . . Lassen Sie ihn sofort hereinkommen.

Germain (zögernd). Herr Larsonneau ist aber zuletzt gekommen und die Anderen . . .

Saccard. Die Andern sollen warten . . . Eilen Sie!

Germain (von der Mittelthüre hinausrufend). Herr Larsonneau!

Zweiter Auftritt.

Saccard, Larsonneau, später Bernard.

Larsonneau. Guten Tag, theurer Meister.

Saccard. Da sind Sie endlich . . . Einen Augenblick erlauben Sie. (Er geht an die Seitenthür links und ruft hinaus.) Bernard.

Bernard (tritt ein mit Papieren in der Hand). Gnädiger Herr.

Saccard. Das Vorzimmer ist gedrängt voll. Inspiziren Sie ein Bischen und sehen Sie, soviel als möglich los zu werden.

Bernard. Sehr wohl, gnädiger Herr. (Uebergiebt ihm die Papiere.) Hier sind die Depeschen.

Saccard (fliegt die Depeschen durch). Eine Million in Bordeaux, . . . achtmalhunderttausend Francs in Roubaix . . . zwei Millionen an die Pariser Creditgesellschaft . . . . Ah, Larsonneau, die Baisse hat sich auf der Wiener Börse vollzogen. Heute sind wir die Herren. Was ist das? Die Unternehmer vom Quartier de Chaillot verlangen Aufschub . . . Nein, unter keinen Umständen, . . wir sind im Recht, die Sache muß weiter gehen. Veranlassen Sie das Nöthige, Bernard.

Bernard. Sehr wohl, gnädiger Herr. (Er geht durch die Mittelthüre ab.)

Dritter Auftritt.

Larsonneau. Saccard.

Larsonneau. Immer mit Arbeiten überhäuft, theurer Meister . . . Ach, was haben Sie in zehn Jahren für ungeheure Unternehmungen ins Werk gesetzt!

Saccard. Das ist Alles nur ein Anfang, nichts weiter!

Larsonneau. Und das sagen Sie mir, der Sie noch von der Rue St. Jaques her kennt? . . . Jetzt brauchen Sie nur Ihre Feder anzusetzen, um die aufregendsten Depeschen an alle Börsen Europas zu versenden . . . Sie beherrschen Paris durch ungeheure Bauunternehmungen, die ein ganzes Heer von Arbeitern beschäftigen . . . Sie sind die geistige Triebkraft eines kolossalen Mechanismus, dessen Räderwerk nicht nur Frankreich, sondern auch die benachbarten Länder in Bewegung setzt! Es ist großartig, solch' eine Kraft zu sein!

Saccard. Ja, ja. Das ist ganz richtig, aber ich darf nicht aufhören zu arbeiten, ich muß noch höher steigen; . . . doch reden wir ernsthaft, lieber Larsonneau. Ich habe Sie herbemüht, um ein kleines Geschäft abzuwickeln, das nur Sie zu Ende führen können. Setzen Sie sogleich einen Verkaufs-Vertrag auf, durch welchen Sie die Terrains der Rue Popincourt käuflich erwerben, d. h. — verstehen Sie mich recht . . Sie geben nur Ihren Namen her, der wahre Käufer bin ich.

Larsonneau (überrascht). Sie kaufen die Terrains Ihrer Frau? . . . Wieviel wollen Sie anwenden?

Saccard. Hundertfünfzigtausend Francs.

Larsonneau. Hm . . hm . . . Sie sind heute schon dreimalhunderttausend werth und wenn die Zwangsverkäufe stattfinden, die demnächst zu erwarten sind, so steigert sich ihr Werth abermals um das Doppelte.

Saccard (auffahrend). Was reden Sie da von Zwangsverkäufen? — Hören Sie, mein lieber Lar-

sonneau, . . . ich will Sie gern bei meinen Geschäften verwenden und wenn Sie dabei manches erfahren können, was Ihnen für Ihr Vermögen nützlich sein kann, um so besser für Sie — profitiren Sie davon, soviel Sie wollen. Nur das Eine sage ich Ihnen: wenn ich jemals erfahre, daß Sie auch zu Anderen darüber reden, werden wir uns ernstlich erzürnen. (Saccard zündet sich eine Cigarrette an und kommt wieder zu Larsonneau.) Die Sache ist sehr einfach. Meine Frau hat Schulden und braucht immer mehr Geld. Da sie nun die Terrains verkaufen muß, sehe ich nicht ein, warum ich nicht derjenige sein soll, der davon Nutzen zieht. Sollten nun die neuen Boulevards gerade diese Terrains durchschneiden — was sehr wohl möglich ist, nur weiß es heute noch kein Mensch; — dann wird sich eben mein Kapital verdreifachen. — Das Alles ist ganz logisch und ganz legal.

Larsonneau. O, ohne Zweifel . . . theuerster Meister. Der Verkaufsvertrag wird zu Ihrer Verfügung sein, sobald Sie befehlen.

Saccard (wird wieder freundlich und herablassend). Larsonneau, ich schätze Sie sehr, gewiß, Sie sind ein prächtiger Mensch. Ich weiß auch, was Sie als Geschäftsmann leisten können; denn, wahrlich, das ist kein Einfaltspinsel, der sich aus so erbärmlichen Anfängen, wie es Ihr Geschäft in der Rue St. Jaques war, so herauszuarbeiten verstanden hat . . . doch, noch einen praktischen Rath. Wenn Ihre Frau reich ist, suchen Sie sie dahin zu bringen, daß sie ihr Geld sobald wie möglich vergeudet. Eine reiche Frau gehorcht Ihnen nicht, während Sie mit einer armen machen können, was Sie wollen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Maxime.

Maxime (durch die Thüre rechts eintretend). Du willst mich sprechen?

Saccard. Im Augenblick, mein Sohn. (Zu Larsonneau). Den Kaufvertrag in Ihrem Namen, hundertundfünfzigtausend Francs und die sofortige Kündigung an die Gärtner . . . Ich werde Sie in den nächsten Tagen einmal zu Tische bitten, bringen Sie dann den Kaufvertrag, bis zur Unterschrift fertig, mit.

Larsonneau. Sehr wohl, theurer Meister. (Er grüßt Maxime, der sich eine Cigarrette anzündet und geht durch die Mitte ab.)

Fünfter Auftritt.

Saccard, Maxime.

Maxime (der Saccards Befehl an Larsonneau mit angehört hatte). Du kaufst und verkaufst also noch immer?

Saccard. Ach nur eine Kleinigkeit . . . Sage doch, Maxime, warum hast Du mich gestern nicht bei Blanche erwartet?

Maxime. Ich habe eine Stunde gewartet — ist das nicht genug? Es ist zum Sterben langweilig bei ihr . . . Wie kannst Du Dich nur mit diesem Frauenzimmer abgeben? Sie ist doch zu albern.

Saccard. Wie ich mich mit ihr abgeben kann? — Verlasse ich sie, wird man an der Börse sagen, daß ich ruinirt bin . . . die oder eine andere!

Maxime. Es ist wahr — es ist Eine so dumm wie die Andere . . . Du wolltest mich sprechen?

Saccard. Ja, Maxime, wegen Deiner Heirath.

Maxime. Wie oft habe ich Dich gebeten, mich damit zu verschonen . . . Du bist rein versessen darauf, mich zu verheirathen —!

Saccard. Maxime, ich bin Dein Vater . . .

Maxime (lachend). Ja, aber wie!

Saccard. Nein, diese Respektlosigkeit! Das fehlte noch . . . ich soll es wohl noch erleben von Dir Vorwürfe zu bekommen, daß ich Dich stets wie einen guten Freund behandelt habe . . . Gieb mir lieber ein Bischen Feuer! (Saccard zündet seine Cigarrette an der seines Sohnes an.) Fräulein

Ellen Maaß ist eine reiche Schwedin, sie ist Waise und hat weiter keine Verwandten als den Onkel, der bei der hiesigen Gesandtschaft attachirt ist. . . . Wart' einmal, ich muß ja ihre Photographie haben. (Er nimmt eine Photographie von seinem Schreibtisch, welche Beide betrachten.) Was, das sind Augen . . und die Taille! Ganz wie Clarisse Beaujour in ihrer ersten Zeit.

Maxime. Clarisse war nicht so mager.

Saccard. Gleichviel, es ist doch ein sehr hübsches Mädchen. — Nicht wahr, mein Junge? Die Sache ist abgemacht.

Maxime (fortwährend die Photographie betrachtend). Clarisse war nicht so mager und hatte eine schönere Taille.

Saccard (mit wiederholtem Drängen). Na, nicht wahr . . die Sache ist abgemacht?

Maxime (wirft die Photographie auf den Schreibtisch). Ach nein . . . ich mag nicht . . . (Lachend.) Zum Teufel . . . Spekulire mit Häusern und Grundstücken, . . lasse Paris niederreißen und bau' es wieder auf, aber schachere doch nicht mit Deinem Sohn wie mit einem Haufen Pflastersteine! Ist es nicht sonderbar, daß Du nichts unter den Händen haben kannst, ohne damit zu handeln? Und jetzt willst Du mich auch nur verheirathen, um Dich in Schweden festzusetzen und die Silberminen auszubeuten, die das junge Mädchen dort in der Nähe von Sala besitzen soll. Leugne es nicht . . . es ist so!

Saccard (ruhig). Ja, aber natürlich . . . was ist denn weiter dabei? Jetzt sind diese Silberminen in den Händen von Eseln, die sich gar nicht auf ihren Vortheil verstehen. Eben habe ich einen Bericht darüber bekommen, den ich Dir zeigen will. Eine superbe Lagerung . . . kaum angebrochen . . . Millionen in der Erde . . . Wahrlich, Du hast Grund, Dich zu beklagen, daß ich mit aller Gewalt einen steinreichen Kerl aus Dir machen will . . . O, eigentlich müßten wir theilen!

Maxime. Danke . . (den Ton wechselnd.) Zähle in dieser Angelegenheit nicht auf mich. Du siehst, ich scherze nicht. Mir ist sehr ernsthaft zu Muthe. Ich will mich überhaupt nicht verheirathen.

Saccard. Ja, aber warum denn nicht? Und ich habe schon eine Zusammenkunft mit dem Baron verabredet, jetzt müßte ich eigentlich schon auf der Gesandtschaft sein . . . Gieb mir doch endlich Deine Gründe an? . . . Doch nicht die kleine Lucy?

Maxime. Mit der bin ich schon seit acht Tagen auseinander.

Saccard. Richtig, ja, sie ist bei mir gewesen und hat mir ihr Leid geklagt. Dann hast Du wohl mit Blanche wieder was angefangen? Nicht? . . . Sieh' mir ins Gesicht! Dann bist Du verliebt?

Maxime. Warum quälst Du mich so? Du weißt recht gut, daß ich keine liebe. Ich habe die Frauen satt, . . . ich bin ja zwischen Weiberröcken groß geworden, . . sie langweilen mich Alle.

Saccard (nimmt ein ernstes Wesen an). Das ist Unrecht von Dir. Die Ehe ist das einzig Wahre in unserm Leben.

Maxime (überrascht). Ist das Deine wirkliche Meinung?

Saccard. Ja gewiß.

Maxime. Aber es scheint mir doch, daß Du selbst . . .

Saccard. Das ist etwas Anderes. Mich mußt Du dabei nicht in Betracht ziehen. Renée lebt nach ihrer Weise und ich nach der meinigen aus ganz besonderen Gründen . . . Aber wir verlieren unsere Zeit mit Nebensachen. Ich gehe jetzt zum Baron Maaß und sage ihm, daß Du einwilligst.

Maxime. Ich bitte Dich, warte noch. Du machst mit mir, was Du willst; denn Du weißt recht gut, daß ich schwach bin. Du überredest mich immer, ich gebe dann nach und . . .

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Mad^lle Chuin, später Renée.

Mad^lle Chuin. Pardon, Renée will Maxime sprechen.

Maxime. Sehr wohl, ich komme schon.

Renée (geräuschvoll eintretend). Nein, nein, bleibe nur. Du hast ja nie Zeit, wenn ich Dich einmal haben will ... da muß ich mich schon zu Dir bemühen. (Zu Madlle Chuin.) Wenn das Kleid kommt, benachrichtige mich sofort, meine gute Chuin.

Mad^lle Chuin. Auf der Stelle. (Sie geht ab.)

Saccard (setzt sich an den Schreibtisch, indem er Papiere ordnet.)

Siebenter Auftritt.

Saccard. Maxime. Renée.

Renée (in sehr eleganter Straßentoilette, ein wenig excentrisch, ohne Hut). Nun sag' einmal, ist's hübsch? (Sich vor Maxime herumdrehend.) Eben habe ich es bekommen, dies Kostüm. Wie gefällt es Dir? Ich zeige mich nicht damit, wenn Du es garstig findest.

Maxime. Es ist sehr hübsch.

Renée. Nein, nein, Du mußt aufrichtig sein.

Maxime (das Kostüm genau betrachtend). Aber, mein Ehrenwort, es ist reizend ... Der Ueberwurf hat einen ganz originellen Schnitt ... die Gallons finde ich allerliebst.

Renée. Nicht wahr? Die Gallons sind himmlisch .. das ist eine Idee von mir.

Maxime. Mir kommt vor, als ob der Kragen eine Falte machte ... nein, ... es ist noch eine Stecknadel darin geblieben. Warte 'mal. (Er zieht ihr die Stecknadel heraus.)

Saccard. Werden Sie heute Abend auf dem Ball des Marineministers erscheinen, meine Liebe?

Renée. Gewiß. Maxime wird mich dahin be-

gleiten. (Zu Maxime.) Denke Dir, ich bin wüthend auf Rousset. Gestern schon wollte er mir dies Kostüm und das Ballkleid für heute Abend schicken, — natürlich hat er nichts geschickt. Endlich bekomme ich heute dies Kostüm mit der Versicherung, daß das Ballkleid in einer Stunde hier sein wird.

Maxime. Es steht Dir zum Entzücken.

Renée. Dann wollen wir zusammen ausfahren — — ins Bois de Boulogne — willst Du?

Maxime. Nein, heute nicht.

Saccard. Doch, doch! Ja, meine Theure, nehmen Sie ihn nur mit. (Er steht auf.) Geht, geht nur, Kinder. Amüsirt Euch, genießt Eure Jugend . . . ich muß meinen Geschäften nachgehen. (Zu Renée.) A propos, ich habe heute Abend Gäste bei mir; . . . ich fürchte, daß ich den Ball nicht werde besuchen können.

Renée (indem sie sich immerwährend im Spiegel betrachtet). Aber was thut das . . . wir gehen auch allein hin . . . Maxime bringt mich nach Hause. (Plötzlich ausbrechend.) Nein, Du kannst sagen, was Du willst . . . es fehlt doch etwas. (Sie zeigt sich nochmals den beiden Herren.) Sehen Sie mich doch an . . . die Toilette ist nicht vollständig . . . es fehlt etwas —

Saccard. Man könnte den Ueberwurf noch ein wenig raffen —

Renée. Ach still — nicht doch . . . das ist es nicht . . . es schwebt mir auf der Zunge . . . eine Kleinigkeit, . . . ein Band . . . Aber wo nur? wo nur?

Maxime. Mir gefiele ein Schmuck, da um den Hals.

Renée. Das ist es . . . ein großes Kreuz . . ., von Damentoiletten versteht doch nur er etwas.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Adele.

Adele (durch die Thüre links eintretend.) Madame, das Ballkleid . .

Renée. Schön, ... es ist schon da? O, dann bringen Sie es nur gleich hierher. (Zu Saccard.) Verzeihen Sie, daß ich Sie hier so überfalle.

Saccard (galant). Sie sind hier zu Hause ... ich muß Sie ohnedies verlassen. (Leise zu Maxime, indem er hinausgeht.) Sei ganz ruhig ... Dir bleibt Dein freier Entschluß ..., ich lade nur höflicherweise den Baron und seine Nichte für einen Tag der nächsten Woche zum Diner ein. (Er geht, Adele kommt wieder mit dem Ballkleid in einem großen Carton.)

Neunter Auftritt.

Maxime. Renée. Adele.

Adele. Wünschen Sie es gleich anzuprobiren, Madame?

Renée. Nein, hier nicht. (Adele geht ab. Renée nimmt das Kleid aus dem Carton und breitet es über den Schreibtisch aus.) Er hat doch die Schleifen nicht daran gemacht, die ich bestellt habe, ... dieser eigensinnige Mensch ... (Zu Maxime.) Findest Du es hübsch?

Maxime. Nicht übel.

Renée. Nein, diese Kleider ... zu sonderbar ... sie beschäftigen uns — sie regen uns auf, wir glauben, die ganze Welt mit ihnen zu verblüffen .... und sind sie da, kommen sie einem ganz gewöhnlich vor.

Adele (kommt wieder mit einem Carton). Die Putzmacherin schickt die Coiffure. (Sie giebt Renée den Carton und geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Renée. Maxime.

Renée. Laß sehen. (Sie nimmt den Blumenzweig aus dem Carton.)

Maxime. Maiblumen und Rosen — wie spießbürgerlich.

Renée. Ja, Du hast Recht ... eine ganz dumme Idee von mir ... (Sie wirft den Zweig auf den Schreibtisch und

wird plötzlich verdrießlich und verstimmt.) Mein Gott, wie elend fühle ich mich!

Maxime. Du warst doch eben so heiter, . . . fehlt Dir etwas?

Renée. Nein . . . nichts . . . wahrhaftig.

Maxime. Bist Du leidend?

Renée. Nein, gewiß nicht . . laß mich . . Du weißt ja, wie ich bin.

Maxime. Komm', wir wollen ausgehen . . . Und wie hast Du Dich auf den Ball von heute Abend gefreut —

Renée. Ich gehe nicht hin . . . ich werde mich frühzeitig schlafen legen. (Pause. Sie geht zum Sopha, setzt sich und spricht wie im Traume.) Sonntag, nicht wahr, hast Du mit uns bei meinem Vater dinirt? . . . Wie kalt es in jenem Hause ist . . . Schon auf der Treppe weht einem ein eisiger Hauch entgegen . . . und sonst überall still und düster, man glaubt in eine Kirche einzutreten. Als junges Mädchen zitterte ich darin vor Furcht am hellen lichten Tage, . . . mein Inneres sträubte sich gegen diese Klosterstrenge, . . zum Fenster hätte ich hinausspringen mögen, so plötzlich ergriff mich oft ein unerklärliches Grauen . . . Wie merkwürdig . . . habe ich jetzt einen Kummer oder ergreift mich ein Abscheu vor der Welt, muß ich immer an den kalten, strengen Ernst meines Vaterhauses denken; . . . ich tauche förmlich unter in die Erinnerungen meiner Kindheit und das beruhigt mich im tiefsten Innern, wie klares, stilles Wasser.

Maxime. Dein Vater war nicht liebevoll mit Dir?

Renée. Liebevoll? Vielleicht doch . . . er hat viel gelitten . . . Lange Zeit habe ich mich auch vor ihm gefürchtet. Und jetzt, ich weiß nicht weshalb, bin ich immer bis zu Thränen bewegt, wenn ich ihn ansehe. Er kommt so selten zu mir und doch liebt er mich . . . Sieh, mir ist, als ob zwei Wesen in mir lebten: eine alte Frau, die in ehrbarer Abgeschlossenheit, in einem einsamen Raume, umgeben von alten ehrwürdigen Er=

innerungen, ein friedliches Dasein hinträumt, ein Leben, das nur der Erfüllung einer Pflicht gewidmet ist, . . . und dann ein ganz junges, überreiztes Wesen, das sich aufbäumt gegen sich und gegen die Andern, . . . das der Freuden dieser Welt bedarf, . . . das sich betäuben will in der steten Sehnsucht nach einem unbestimmten Etwas.

Maxime (lachend). Nun wohl! Heute bist Du die alte Frau!

Renée. Glaube nicht, daß ich mich über Deinen Vater beklage. Anfangs wohl hatte ich keine gute Meinung von ihm. Aber später habe ich eingesehen, wie thätig, wie intelligent er ist und habe ihn verstanden und bewundert.

Maxime (lachend). Dann beklagst Du Dich wohl über mich?

Renée. Ueber Dich, Maxime? . . . Erinnerst Du Dich noch des Tages, an dem wir uns zum ersten Male sahen? . . . Du warst eben angekommen aus Deinem Pensionat im Süden und warst herausstaffirt . . rein zum Todtlachen — die Haare geschoren, die Hosen zu kurz . . und riesige Schuhe . . . und doch so niedlich bei alle dem —

Maxime. Wir haben uns gleich geduzt . . . ich hielt Dich für eine größere Schwester . . . und später . . . die schönen Ausflüge . . .

Renée. Du hast mich überall hingeführt, selbst dahin, wohin ich Dir nicht hätte folgen sollen. Du hast mir Alles gesagt und ich habe Dir Nichts verschwiegen . . . wie zwei gute Kameraden.

Maxime. Nun also, . . . worüber beklagst Du Dich?

Renée. O, über Alles und über Alle . . . Abends, in einsamen Stunden, fühle ich mich so allein und verlassen, — dann kann ich nur schluchzen, weinen und vor ohnmächtiger Wuth das Gesicht in die Kissen drücken, . . . wie abgeschmackt und gewöhnlich ist Alles, was uns umgiebt . . Niemals etwas Seltenes . . .

etwas Außergewöhnliches — jeden Tag dieselben Freuden, dieselben Vergnügungen — das oft Gesehene, oft Empfundene, in dem ewigen Einerlei unseres lügnerischen Glanzes und der scheinbaren Glückseligkeit unseres Reichthums.

Maxime. Darin hast Du Recht.

Renée (steht auf). Ist es nicht ebenso mit dem heutigen Ball? Wozu soll ich hingehen? Ich weiß ganz genau, wie ich eintreten werde, was man mir sagen wird und wie ermüdet und gelangweilt ich zurückkommen werde, um mich schlafen zu legen, . . . ach, es ist ebenso glänzend wie tödtlich langweilig . . . Meine Freundinnen? Du kennst sie Alle . . sie lieben mich nicht mehr als ich sie liebe . . . wir möchten uns Alle am liebsten zerreißen . . . sie vergnügen sich in einer Welt, die unter ihnen zusammen zu brechen droht und deren Fäulniß sie beschleunigen.

Maxime. Und Herr von Saffré . . . er betet Dich an . . er verfolgt Dich förmlich mit Bouquets und Briefen . .

Renée. Ah, das weißt Du auch? . . . Höre, wir sprechen so offen zu einander, daß Du mir glauben wirst. Was konnte mich in dem Verhältnß, in dem ich zu Deinem Vater stehe, abhalten, einen Geliebten zu haben? Es ist die Verachtung und der Ekel vor diesen Liebschaften, die sich alle gleichen, die alle ebenso langweilig anfangen, wie sie aufhören — Warum sollte ich also Herrn von Saffré erhören, da ich zwanzig andere zurückgewiesen habe? . . Sie sind Alle gleich viel werth, sie Alle wollen nur das Eine, die gewöhnliche Liebschaft, wie sie Jede versteht . . . (Nach einer Pause, in sich versunken.) Nein, nein, Maxime . . . ich will etwas Anderes . . .

Maxime (ebenfalls träumerisch). Ja, etwas Anderes . . . Zuweilen träume auch ich davon —

Renée. Etwas Anderes . . . etwas ganz Außerordentliches — Ueberirdisches — eine Freude, die Niemand

kennt — ein seltenes Glück, das mich hoch emporhebt — hoch über das Genügen der Menge . . .

Maxime. Und was ist dies?

Renée. Ach, ich weiß es nicht . . . wenn ich es wüßte . . . (Sie versinkt abermals in Träumerei . . . Pause . . . ihre Hand berührt die Photographie auf dem Schreibtisch, sie erfaßt und betrachtet sie und sagt dann wie mechanisch.) Sieh doch! Diese Photographie . . . Ist es nicht die junge Schwedin?

Maxime (zögernd). Ja.

Renée. Wozu ist sie hier?

Maxime. Eine Idee von Papa . . . er will mich mit ihr verheirathen.

Renée (auffahrend). Dich verheirathen . . . wie kommt er darauf . . .? Dich verheirathen . . . Welche Thorheit . . .! Hast Du geglaubt, daß ich es je zugeben werde?

Maxime. Es wäre doch . . .

Renée. Niemals! . . . Und was soll dann aus mir werden? Alles wäre zu Ende . . ., wir könnten nicht mehr zusammen sein, miteinander ausgehen, miteinander plaudern und uns die schweren Stunden erleichtern wie eben jetzt . . . Ach, gehe doch . . .

Maxime. Einmal wird es doch dazu kommen müssen.

Renée. Ja, . . . aber später . . . Du hast ja Zeit . . . Bist Du nicht glücklich mit uns? Fehlt Dir etwas? Habe ich Dich gekränkt? Ich weiß, ich bin oft unerträglich mit meinen Launen; . . . ich will gut mit Dir sein; . . . wir wollen uns ein glückliches Leben bereiten. Und dann . . . ich will es nicht . . . nein . . . ich will es nicht.

Maxime. Es ist ja noch nichts abgemacht.

Renée. Wahrhaftig . . . Sag' es noch einmal! . . . Wirklich . . . O, dann lasse mich die Sache arrangiren . . . Mein Gott . . . wie Du mich erschreckt hast. (Zu Germain, der im Hintergrunde eintritt) Was giebt es? Was wollen Sie?

Elfter Auftritt.

Renée. Maxime. Germain.

Germain. Ich wollte nachsehen, ob der gnädige Herr zurückgekommen ist. Se. Excellenz ist da.

Renée. Welche Excellenz?

Germain. Se. Excellenz, der Herr Finanzminister.

Renée. Ein Minister . . . das ist mir gleichgültig.

Germain. Es ist nur . . . weil Excellenz schon seit fünf Minuten wartet.

Renée. Nun ja . . . dann mag Se. Excellenz noch länger warten. Verlassen Sie uns . . . (Germain geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Renée. Maxime. Mad^lle^ Chuin.

Renée. Beeilen wir uns . . . es ist gewiß schon angespannt . . . ich führe Dich ins Bois de Boulogne.

Maxime. Du wolltest ja nicht ausgehen.

Renée. Ich? Wo denkst Du hin? Bei diesem herrlichen Sonnenschein! Nein, nein, ich muß in die Luft . . . hier ersticke ich . . . Und vergiß nicht, mich heute Abend zum Ball abzuholen.

Maxime. Wir wollen also doch auf den Ball?

Renée. Natürlich . . .

Maxime (nach einem kleinen Zögern). Wie Du willst . . . Dir zu Liebe thut man Alles, weil man Dich trotz alledem lieb hat.

Renée (in nervöser Erregung). Nicht wahr? O, wir wollen so lustig sein! (Sie nimmt den Arm Maxime's und geht mit ihm zur Thüre links.) Findest Du das Leben nicht so besser? Nun, sei ganz ruhig; mit Deinem Vater will ich schon sprechen . . . Uebrigens ist sie recht häßlich, Deine Schwedin.

Mad^lle^ Chuin (erscheint in der Thür rechts). Sie wollen ausgehen, Renée?

Renée. Ja, wir fahren ins Bois de Boulogne. (Arm in Arm mit Maxime ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Mad^lle Chuin. Saccard. Dann Adele.

Mad^lle Chuin. Eine hübsche Unordnung ... Ueberall diese Lumpen ... (Sie geht an die Thüre rechts und ruft) Adele ... natürlich Niemand da. (Wie sie wieder zurückkommt, bemerkt sie Saccard, der eben eingetreten ist und seinen Hut ablegt.) Ah gut, daß Sie kommen, gnädiger Herr.

Saccard. Sind die Kinder ausgegangen?

Mad^lle Chuin. Eben ... soll ich sie zurückrufen?

Saccard. Nein — wozu ...? (umherblickend) Räumen Sie nur hier auf.

Mad^lle Chuin. Ich habe eben Adele gerufen ... (Sie klingelt. Adele tritt ein.) Tragen Sie den Kasten und den Karton in das Zimmer der gnädigen Frau.

Adele. Gleich, Fräulein.

Saccard (setzt sich an den Schreibtisch, auf welchem noch das Ballkleid ausgebreitet liegt). Und dieses Kleid?

Mad^lle Chuin. Ach, verzeihen Sie. (Sie nimmt das Kleid fort, Adele den Kasten und den Karton zur Thüre rechts hinaus.)

Vierzehnter Auftritt.

Saccard. Mad^lle Chuin.

Saccard. Ich danke Ihnen ... jetzt habe ich zu arbeiten.

Mad^lle Chuin (legt das Kleid auf das Canapé). Gnädiger Herr, ich hätte ein paar Worte mit Ihnen zu reden ... und da wir gerade allein sind ... Sie sind immer sehr gut mit mir gewesen ... und wenn ich Ihnen früher einmal nützlich war, so wissen Sie wohl, daß es mein schönster Lohn war, immer in der Nähe meiner theuren Renée bleiben zu dürfen.

Saccard. Weiter.

Mad^lle Chuin. Sie haben mir neulich zu ver-

stehen gegeben, daß es Ihnen angenehm wäre, von Allem, was passirt, genau unterrichtet zu sein.

Saccard. Zur Sache... Was wissen Sie?

Mad[lle] Chuin. Nun wohl, gnädiger Herr, Renée scheint in Gefahr zu sein... sie ist sehr nervös... ich habe sie noch nie so aufgeregt und launenhaft gesehen... seit einiger Zeit bekommt sie jeden Tag ein Bouquet von weißen Rosen und gestern überraschte ich sie, als sie ein Briefchen las.

Saccard. Und weiter?

Mad[lle] Chuin. Weiter? — Du lieber Himmel — für den Augenblick nichts.

Saccard. Passen Sie auch ferner auf und theilen Sie mir Alles mit.

Mad[lle] Chuin (das Kleid wieder aufnehmend). Gewiß, aber nur aus treuer Anhänglichkeit für Renée und für Sie, gnädiger Herr. (Sie geht zur Thür rechts ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Saccard. Germain.

Germain. Wie, der gnädige Herr sind da!... und Se. Excellenz wartet schon seit einer Viertelstunde!

Saccard. Se. Excellenz — schnell — lassen Sie ihn eintreten.

Germain (anmeldend). Se. Excellenz der Herr Finanzminister!

Saccard (geht an die Thüre, um den Minister zu empfangen, der Vorhang fällt).

Dritter Akt.

Ein Wintergarten. Prächtiges Gewächshaus, mit großen exotischen Blattpflanzen in schönen Gruppen; durch Lampen erhellt, die im Blätterwerk versteckt sind. Zur Rechten die Thüre zum Kabinet Saccards, zur Linken zum Salon. Elegante Gartenmöbel.

Erster Auftritt.

Madlle Chuin. Renée. Maxime.

(Renée liegt ohnmächtig auf einem Sopha. Madlle Chuin hält ihr ein Riechfläschchen vor.)

Madlle Chuin. Das sind ihre Anfälle ... aber was ist denn passirt?

Maxime. Schon während des Diners habe ich sie sehr sonderbar gefunden. Ich saß neben Mademoiselle Ellen Maaß, ihr gegenüber; sie ließ uns nicht aus den Augen, wurde immer unruhiger und mischte sich sehr lebhaft in unsere Unterhaltung, besonders wenn das lustige, junge Mädchen über irgend einen Scherz mit mir lachte ... Während der Kaffee im Salon gereicht wurde, fiel sie hier ohnmächtig zusammen; — ich hatte kaum Zeit, Sie herbei zu rufen.

Madlle Chuin. Renée, wie ist Ihnen? ... (Zu Maxime) Da ... sie bewegt sich, die Hände lösen sich ... die Aermste ist so nervös, besonders seit einigen Tagen.

Maxime. Sie schlägt die Augen auf ...

Renée (in heftiger Bewegung, wie im Traume). Duldet es nicht ... die Beiden sollen nicht heimlich mit einander sprechen ... Ist mein Vater da?

Mad^lle Chuin. Beruhigen Sie sich, meine liebe Renée.

Renée (mit großen Augen umhersehend). Mein Vater ... er war doch da?

Mad^lle Chuin. Nicht doch ... Sie waren ein wenig leidend ... ein nervöser Anfall ... Sie wissen ja, Renée ..

Renée. Ah, er war nicht da ... ich habe seine Stimme gehört ... ich hatte ihm doch geschrieben ... O mein Gott ... wie schwach ... wie elend bin ich!!

Mad^lle Chuin (leise zu Maxime). Es geht vorüber ... (Zu Renée) Soll ich Jemanden benachrichtigen?

Renée. Nein, Niemand ... einen Augenblick; ... ich gehe gleich in den Salon ... wie lächerlich, ... daß ich nicht stärker bin ... (Sie erhebt sich.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Saccard.

Saccard (aus dem Salon). Was ist denn geschehen?

Mad^lle Chuin. Renée war wieder plötzlich unwohl geworden.

Saccard. Und das wußte Niemand —?

Renée. Wozu auch? ... Es ist schon vorbei ... ich muß nur ein wenig auf und ab gehen ... Beunruhigen Sie sich nicht, mein Freund, und sprechen Sie nicht zu unseren Gästen darüber ... sie würden Alle aufbrechen — Ich komme wieder. (Sie verschwindet leise im Gebüsch.)

Saccard (ihr nachsehend, leise zu Madlle Chuin). Wissen Sie etwas?

Mad^lle Chuin. Noch nicht, gnädiger Herr.

Saccard (heftig). Sie müssen es bald erfahren. Ich warte darauf.

Mad^lle Chuin. Ich will es versuchen. (Madlle Chuin geht ab.)

Dritter Auftritt.

Saccard. Maxime.

Maxime. Was ich Dir sagen wollte ... Bitte, bemühe Dich nicht weiter wegen der Verlobung; ... das

junge Mädchen ist gewiß allerliebst . . . aber ich ziehe es vor, mich nicht zu verheirathen.

Saccard. Gut, mein Sohn, wie Du willst.

Maxime. Und Du bist nicht böse darüber . . . nicht wahr?

Saccard. O, das bin ich allerdings sehr . . . denn uns entgeht ein ganz ausgezeichnetes Geschäft . . . aber, im Grunde, vielleicht hast Du Recht . . . Manchmal weiß ich selbst nicht, was das Richtige ist . . . Verheirathe Dich nicht.

Maxime. Ich danke Dir.

Saccard. Geh', mein Junge, gehe wieder zu den Gästen . . . es könnte auffallen . . . (Larsonneau erscheint) Da kommt auch Larsonneau wie gerufen . . . ich habe mit ihm zu reden.

Maxime (geht in den Salon).

Vierter Auftritt.

Saccard. Larsonneau.

Larsonneau. Es war mir unmöglich, Sie vor dem Diner zu sprechen. Ich bringe Ihnen den Verkaufsvertrag über die Besitzungen Ihrer Frau und da ich Ihnen gerne nützlich sein wollte, habe ich auch Erkundigungen über die Schulden eingezogen, die Ihre Frau möglicherweise haben kann . . . Einmalhundert achtzigtausend Francs . . . ungefähr; . . . davon allein siebzigtausend dem Schneider; . . . Ja, ja, Donnerwetter, aber auch nur die Toilette von heute Abend!

Saccard (mit halber Stimme) Freilich — sie ist bezaubernd in ihrem weißen Spitzen-Anzug . . .

Larsonneau. Natürlich — als guter Ehemann werden Sie ihre Schulden bezahlen . . . eine Frau, die Schulden hat, gewährt heut zu Tage die größte Sicherheit.

Saccard. Lieber Larsonneau, enthalten Sie sich aller geistreichen Bemerkungen . . . Sie spielen darauf an, daß meine Frau sich ihre Schulden durch einen

Liebhaber bezahlen lassen kann ... Nun gut, ich will nicht, daß man dergleichen Dinge von meiner Frau sage ... ich will es nicht und man wird es auch nicht sagen, das schwöre ich Ihnen.

Larsonneau (lächelnd). Ganz richtig, ich habe es schon bei Tisch gemerkt, Sie sind verliebt in Ihre Frau.

Saccard. Ich?

Larsonneau. Ja gewiß, Sie lieben Ihre Frau ... merkwürdig, ... wie sie das nur fertig gebracht hat.

Saccard. Nein — ich liebe sie nicht ... Sie wissen Alles, Sie sind der Einzige, mit dem ich frei und offen über diese Dinge rede. Ich liebe meine Frau wie ein guter Freund, ... aber ich werde niemals dulden, daß sie aus irgend einer Laune, die ihrem überspannten Hirn entspringen könnte, mich lächerlich machte oder mich in den kolossalen Unternehmungen störte, die ich tagtäglich bewältigen muß.

Larsonneau. Es ist so, wie ich gesagt habe ... Sie haben wahrgenommen, daß sie irgend Einer angeseufzt hat und nun lieben Sie sie selbst ... der zündende Funke ...

Saccard. Nein, nein, ich liebe sie nicht — ich will sie nicht lieben. Halten Sie mich für ein Kind? Bis heute hätte ich meine Ueberlegenheit und meinen Stolz darin gefunden, alle Leidenschaften zu verachten, durch die wohl Andere beherrscht werden und jetzt sollte ich Alles, was ich erreicht habe, durch eine feige Schwäche meines Herzens aufs Spiel setzen ...? Nein — niemals.

(Renée erscheint im Hintergrunde).

Larsonneau (leise). Nehmen Sie sich in Acht — da ist sie; ... ich habe also den Verkaufsvertrag bei mir, den Ihre Frau unterzeichnen muß; aber es wäre mir lieb, wenn ich Ihnen denselben vorlesen könnte, damit Sie noch Einiges ausfüllen.

Saccard. Gehen Sie in mein Kabinet — ich komme sogleich nach. (Larsonneau geht ins Kabinet rechts. Renée hat sich in sichtbarer Ermüdung vorne gesetzt.)

Fünfter Auftritt.

Renée. Saccard.

Renée (glaubt sich allein). O mein Himmel, ... was ist mir nur; ... wie mich Alles anwidert und bedrückt ... Diese abscheuliche Soirée! ... Wie sehne ich mich nach meinem einsamen Zimmer, wo ich allen Jammer ausweinen kann.

Saccard (nähert sich ihr). Meine Theure.

Renée (den Kopf erhebend). Sie sind es!

Saccard. Ihre tiefe Niedergeschlagenheit beunruhigt mich .... sonst waren Sie so heiter! ... Sind wir nicht alte Freunde? Sprechen Sie sich aus ... es fehlt Ihnen doch nichts, hoffe ich?

Renée. Nein, nichts.

Saccard. Haben Sie irgend einen Wunsch?

Renée. Nein, keinen.

Saccard. Wenn Sie Sorgen haben, so würden Sie Unrecht thun, mir dieselben nicht anzuvertrauen.

Renée. Ich habe keine Sorgen.

Saccard. Wie dem auch sei ... ich stelle mich Ihnen ganz und gar zur Verfügung. Wir haben — so denke ich — allen Grund, miteinander zufrieden zu sein. Ich habe mein Wort gehalten wie Sie das Ihrige. Sie werden allgemein bewundert und — beneidet und ich meinerseits bin Ihnen von Herzen dankbar für den Glanz, den Sie meinem Hause geben. Wollen wir dieses glückliche Einvernehmen nicht fortsetzen? Und wenn ich noch mehr thun soll, wenn die äußeren Verhältnisse meines Hauses Sie nicht befriedigen ...

Renée. O nein .. nein .. in der That .. Sie haben mich überhäuft mit Freundlichkeiten ... es bleibt mir in dem Glück, das mich umgiebt, nichts zu wünschen übrig — — —

Saccard. Sie scherzen.

Renée. Warum fragen Sie mich aus? Warum

wollen Sie wissen, was mir fehlt? Weiß ich es selbst? Ich leide . . . ich bin krank. Sie haben es ja selbst gesehen, wie ich während des ganzen Diners dagegen gekämpft habe. — Es ist eine wahre Marter! O bitte, sagen Sie doch Ihren Gästen, daß ich mich auf mein Zimmer habe zurückziehen müssen, denn ich fürchtete vor ihnen in Thränen und Schluchzen auszubrechen. —

Saccard. Renée . . . beruhigen Sie sich doch.

Renée. Was kann ich Ihnen auch bei dieser Heirath nützen? Ohnehin ist ja auch nur das junge Mädchen da; . . weil der Onkel noch nicht zum Diner gekommen ist, muß man ihn erst erwarten.

Saccard. Aus dieser Heirath wird nichts.

Renée (plötzlich erbebend). Ah! Wie . . . das sagen Sie? Sie wollen nicht.

Saccard. Nein, Maxime . . .

Renée. Maxime!

Saccard. Ja; er hat mich gebeten, von der Sache abzustehen, und da wir in der That mit Baron Maaß und seiner Nichte bisher nur die üblichen Artigkeiten ausgetauscht haben und ich meinem Sohn stets seinen freien Willen gelassen habe . . .

Renée. Ganz recht — er soll über sein Schicksal selbst bestimmen. Er kennt das Leben, er ist eine praktische Natur, trotz seines Leichtsinns und seiner Launen . . . Hm, er will nicht . . .

Saccard. Auch Sie sind gegen diese Heirath?

Renée. Ich? . . Ich bin weder dafür noch dagegen. Mir kann ja seine Verheirathung ganz gleichgültig sein. Aber ich freue mich für Maxime, daß er seine Freiheit allem Anderen vorzieht. Wäre ich ein Mann — ich hätte mich gewiß nie verheirathet.

Saccard. Wünschen Sie, daß ich Mad[lle] Chuin rufe, um Sie in Ihr Zimmer zu begleiten?

Renée. Nein, ich danke, es geht mir schon besser. (Wieder heiter) Wie lächerlich, wie zimperlich wir Frauen doch sind, — eben noch todtkrank und jetzt

wieder wohl und munter wie nie. — Die Luft hat mir gut gethan. — Wahrlich, so froh und lebensmuthig bin ich schon lange nicht gewesen; — wie schade, daß wir heute nur eine kleine Gesellschaft haben — wir hätten tanzen können —

Saccard. Sie sind immer lebensmuthig, immer schön — ja Ihre Schönheit entfaltet sich immer mehr. — Hören Sie, Renée — ich weiß, daß Sie allerlei Sorgen haben. Wollten Sie mir erlauben, in diesen Tagen einmal mit Ihnen darüber zu plaudern? — wie wäre es — morgen zum Beispiel? Ich habe den Verkaufsvertrag aufsetzen lassen, von dem ich Ihnen gesprochen habe . . . wir wollen Sie befreien von Ihren Verdrießlichkeiten . . . Ach, Renée, wie glücklich könnten Sie sein, wenn Sie wollten —

Renée (lächelnd). Aber ich möchte ja glücklich sein!

Saccard. Also, morgen — bei Ihnen?

Renée. Sei es! (Zu Madlle Chuin, welche auftritt) Beunruhigen Sie sich nicht, meine gute Chuin — ich fühle mich wieder ganz wohl. (Zu Saccard, der in den Salon geht) Ich folge Ihnen gleich.

Sechster Auftritt.

Renée. Madlle Chuin.

Madlle Chuin. Wahrhaftig — Rosige Wangen und aus Ihren Augen leuchtet die helle Glückseligkeit — was war Ihnen doch nur?

Renée. O mein Gott, nichts . . . wie beglückend doch das Leben sein kann! — ich will ausfahren — ja gewiß, ich bleibe nicht zu Hause, wenn unsere Gäste fort sind — es ist zehn Uhr — die Nacht ist herrlich — der Himmel voll von Sternen — und Paris ist zauberhaft und unergründlich in dieser Stunde; — wenn der Wagen unaufhaltsam dahingleitet und die linde Luft der Straßen die Wangen fächelt — so fahren wir immer zu — immer vorwärts — wir sehen die Cafés

sich schließen, die Straßen leerer werden, die Menschen sich zur Ruhe begeben — Alles nach und nach in tiefe Schatten sinken; — o, wie liebe ich es dann, das herrliche große Paris mit Allem, was in seiner Dunkelheit seufzt und schmachtet. (Beraud erscheint im Hintergrunde des Gewächshauses.) O, meine liebe gute Chuin, schon die Luft allein, die diese einzige Stadt ausathmet, berauscht mich! —

Mad^lle Chuin. Pardon, Renée, ich wollte Ihnen sagen ... Ihr Vater ist da.

Renée (erbleichend) Mein Vater ...

Mad^lle Chuin. Er kommt im Augenblick, er will nur Sie sehen ... da ist er schon.

Siebenter Auftritt.

Beraud. Renée.

Beraud. Als ich eben nach Hause kam, fand ich einen Brief von Dir, mein Kind, der mich sehr beunruhigt hat und so eile ich hierher.

Renée. Es ist wahr — ich habe Ihnen geschrieben.

Beraud. Einen Brief voll bitterer Klagen, voll finsterer Drohungen. Was beängstigt, was bedrückt Dich, mein Kind; Du sagst mir Lebewohl, als ob Du uns verlassen wolltest?

Renée. Ich weiß es nicht mehr . . . ich war krank.

Beraud. Bist Du nicht glücklich? Ich hatte mich ausgesöhnt mit Euch, mit Dir und Deinem Gatten, weil Du mich von Eurem Glücke überzeugt hattest. Ich komme nicht oft hierher, weil Eure Lebensweise nicht der Meinigen entspricht. Doch habe ich bald mit Genugthuung erkannt, wie thätig, wie intelligent Dein Gatte ist. So war ich Euretwegen nicht mehr beunruhigt; Ihr erschient mir Beide glücklich mit einander — Beide glücklich den Gefahren entronnen, die mich früher

für Euch mit Befürchtungen erfüllt hatten . . . Und nun dieser Brief? Was ist vorgefallen?

Renée. Nichts, gewiß nichts — ich versichere Sie.

Beraud. Aber Du bist blaß — Du zitterst.

Renée (bebend). Nein, nein.

Beraud. Warum schreckst Du zurück? — Du fürchtest Dich vor mir?

Renée. Mein Vater...

Beraud. Ja, Du fürchtest Dich vor mir — Du fürchtest Dich vor mir. Du hast mich nicht mehr erwartet, nicht wahr? — und Du warst nahe daran, einen Fehltritt zu begehen. Sage nicht nein . . . ich lese es in Deinen Augen . . . ich habe lange genug über Dich gewacht, lange genug gefürchtet, in Deinen Kinderaugen jenes unheilvolle Feuer aufleuchten zu sehen, das mir einst so schweren Kummer bereitet hat. Ja, Du hast heute Abend den unheilvollen Blick Derjenigen — die ich nicht nennen will.

Renée. Ja denn, ich fühle es — es kommt ein Unheil über mich, ich werde toll! . . . Meine Kraft versagt . . . ich bin am Ende! O wüßten Sie, welch ein leeres, erbärmliches Leben ich führe, in dieser entarteten Gesellschaft und ihren unausgesetzten Versuchungen — und ich bin allein — ohne Schutz, ohne Beistand und mein Kopf zerspringt mir!

Beraud. Die Gesellschaft, in der Du lebst, habe auch ich gefürchtet — aber Du hast es so gewollt.

Renée. Ja, ich habe es so gewollt — ja wohl, ich — oder vielleicht Diejenigen, die meinen Willen leiten. — Niemals hätte ich das stille Haus verlassen sollen, in dem Sie mich erzogen haben und in dem Sie noch geachtet und geehrt leben — Sie begreifen wohl, warum ich leide: der Theil des Blutes, den ich von Ihnen geerbt habe, macht mir zu schaffen. Ah, wäre ich nur ein gewissenloses Geschöpf, hätte ich nicht die Spur einer besseren Empfindung in mir, die ich von Ihnen geerbt — ach, wahrlich, ich könnte lustig

und guter Dinge sein. — Alle meine Freundinnen sind es und ihre Gewissenlosigkeit bekommt ihnen vortrefflich.

Beraud. Nun wohl, Renée — sage mir Alles — was hast Du Dir vorzuwerfen?

Renée. Ich weiß es nicht — ich erschrecke vor mir selbst. Es ist etwas in mir, das mich zu verderben droht.

Beraud. Dann thust Du Unrecht, nicht Alles zu bekennen — Du würdest Deine Seele erleichtern. Was hast Du?

Renée. Ich schwöre Ihnen — ich weiß es nicht — ich bin mir keines Fehls bewußt. Dunkel, unbestimmt fühle ich oft einen Kampf, einen Aufruhr in mir, der mich zu überwältigen droht — das allein weiß ich — im Augenblick, vorhin, als Sie eintraten, fühlte ich mich schuldig — denn Sie, mein Vater, Sie sind mein Gewissen.

Beraud. Nun gut, wenn ich Dein Gewissen bin, forschen wir mit einander — laß mich Dich befragen.

Renée. O von ganzem Herzen — ich wäre frei! Könnten Sie mir Klarheit geben über mich selbst, könnte ich Rettung vor mir selber finden —!

Beraud. Ich habe es Dir vorhergesagt, die alte Sünde wird wieder lebendig ...

Renée. Nein, bei meiner Seele. Bis jetzt habe ich allen Versuchungen widerstanden — ich schwöre es Ihnen.

Beraud. Dann fürchtest Du, ihnen nicht mehr widerstehen zu können? Wen liebst Du?

Renée (wie nachdenkend). Wen ich liebe?! — Nein, nein! Ich liebe Niemand. Ich kann Niemand lieben. — Ich weiß keinen Mann hier, der mir nicht zuwider oder verächtlich wäre. Keiner, der mir gefallen könnte — keiner, ich habe sie alle abgewiesen — Nein ... nein, ich liebe Niemand, ich kann Niemand lieben.

Beraud. Aber dieser Brief, den Du mir geschrieben hast — er war der Aufschrei eines ver-

zweifelnden Herzens, das in seiner Noth nach Hilfe ruft.

Renée. Ja, Sie haben Recht — ich bedurfte Ihrer: ich fühlte mich bedroht und ich weiß nicht wovon . . . ich martere mich, es zu ergründen und kann es nicht finden . . . Gewiß ein Leiden, ein Schreckniß, das sich vor mir selbst verbirgt.

Veraud. Als ich kam, glaubte ich Dich in Thränen aufgelöst zu finden — aber Du warst freudig erregt, mit brennenden Wangen, wie im Fieber! Du lachtest, erst als Du mich sahst, überflog Dich ein Schauder — was konnte Dich so plötzlich verändern? Was ist geschehen?

Renée (nachdenkend, vor sich hinstarrend) Was geschehen ist? Ja, ja, lassen Sie mich nachdenken — mein Gedächtniß verwirrt sich . . . ich will nachsinnen; . . . was ist nur geschehen . . . o wie es mich schon ängstigt, nur die Erinnerung wach zu rufen. — Ja, beim Diner habe ich unaussprechlich gelitten — ich mußte Dinge mit ansehen, die mir das Herz zerfleischten; . . . dann wurde ich ohnmächtig; — dann träumte mir, mein Vater, Sie trugen mich fort — Sie brachten mich dorthin, wo ich so gern sterben möchte; . . . o, ich war traurig, unsagbar traurig. Und dann kam eine Nachricht, die mich plötzlich wieder glücklich, selig machte . . . gleich, gleich — ich finde es schon . . . (Sie erbebt vor der Erinnerung, ganz verstört.) Ja, ja jetzt weiß ich es; . . das ist es . . . er wurde mir erst entrissen, dann wurde er mir wieder gegeben und ich war außer mir vor Glückseligkeit . . . Großer Gott, das ist es — das ist die Sünde; . . . ich wußte es nicht mehr — sie ist es, die mich umstrickt — Ach, ich Unglückselige — es ist entsetzlich. (Sie wirft sich dem Vater an die Brust.) O mein Vater, nehmen Sie mich mit sich — schützen Sie mich — retten Sie mich!

Veraud. Von wem sprichst Du? Wen liebst Du? . . . Gestehe Alles.

Renée. Nein, nein — ein Gräuel . . . ein unmögliches Schreckbild . . etwas, was nie sein kann — — meine Lippen würden erstarren vor Entsetzen . . ich liebe Niemand. Niemand, hören Sie mich.

Beraud. Du erbebst vor Deinen eigenen Gedanken. — Wirst Du widerstehen, wenn die Versuchung — —

Renée. Ich werde es, ja — ich schwöre es Ihnen! Wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie gekommen sind! — Sie retten mich, mein Vater. In Ihrer Nähe fühle ich — wie Ihr Herz auch zweifelt — daß ich wieder Ihre Tochter werde. Sie haben mir allen Muth und alle Standhaftigkeit wieder gegeben, mein Vater.

Beraud. Bewahre Dein Geheimniß, da Du es nicht auszusprechen wagst; . . ich sehe, daß Du stolz bist; — Dein Stolz wird Dich schützen.

Renée. Nein, nein, Sie werden mich schützen, Sie, mein Gewissen. Sehen Sie mich doch an; nicht wahr, ich habe nicht mehr jene bösen Augen, nicht mehr den unheilvollen Blick, der Sie so sehr erschreckte, als Sie eintraten? Nicht wahr? Sie können ruhig wieder fortgehen — bleiben Sie nicht länger in diesem Hause, in dem Sie Alles bedrückt. Ich verspreche es Ihnen, gleich jetzt soll etwas geschehen, was mir den Fehltritt für immer unmöglich, macht — für immer — eher sterbe ich!

Beraud. Du schwörst es mir?

Renée. Ich schwöre es.

Beraud (indem er sie umarmt). Auf Wiedersehen, meine Tochter.

Renée. Auf Wiedersehen, mein Vater. (Beraud geht ab.)

Achter Auftritt.

Renée. Maxime.

Maxime (kommt aus dem Salon). Bist Du noch immer leidend? — Die Gäste beunruhigen sich; — mein

Vater sagte mir eben, daß Alles vorbei sei, daß Du wieder wohl und munter bist —

Renée. O ja, mir ist — sehr wohl —; ich danke Dir — es geht mir wieder gut.

Maxime. Dann bleibe doch nicht länger hier — unsere Gesellschaft bricht schon auf.

Renée. Höre, Maxime — ich wollte Dir noch einen Rath geben. Fräulein Ellen hat mich vollständig bezaubert — ich finde sie ganz reizend; — wenn Du mir folgen willst, heirathest Du sie.

Maxime (erstaunt). Hat Dir denn mein Vater nicht gesagt?

Renée. Ja, er hat mir gesagt, daß Du Dich weigerst, — aber ich dachte, Ihr scherztet. Warum sollst Du Dich nicht verheirathen? Du kannst kaum eine bessere Partie finden; sie ist schön, reich — Ihr paßt sehr gut zu einander.

Maxime. Was fällt Dir ein? Hast Du Dich nicht eben dieser Heirath aufs Heftigste widersetzt? — Du hast mich davon abgebracht.

Renée. Ich habe es mir überlegt — ich hatte Unrecht. . . . . Du mußt heirathen, Maxime.

Maxime. Ach nein, niemals — mir graut davor. Warum auch? — ich liebe sie nicht.

Renée. Du liebst sie nicht — Du liebst sie nicht . . . . Sage mir das nicht, ich bitte Dich . . . das kann mich rasend machen. Höre, Maxime . . ich will es!

Maxime. Du willst es?

Renée. Ja, ich will es . . . Du weißt wohl, daß Du Alles thust, was ich will . . . . Und wenn Du nicht willst, dann brauche ich Dich blos bei den Händen zu fassen und Dir in die Augen zu sehen. (Sie thut es — eine Pause.) Ich will es — verstehst Du . . . diese Heirath muß mein Werk sein.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Saccard. Ellen.

Saccard. Fräulein Ellen wünscht Ihnen Lebewohl zu sagen, meine Theure, da Sie doch nicht mehr zu haben sind.

Ellen. Ihr Unwohlsein ist uns verheimlicht worden; — verzeihen Sie daher meine Zudringlichkeit, aber ich wollte nicht fortgehen, ohne zu wissen, wie es Ihnen geht.

Renée. Bitte, bitte, ich muß mich bei Ihnen entschuldigen.

Ellen. O, Sie sind ganz und gar entschuldigt, Madame. — (Sieht sich um.) Ist dieses Gewächshaus herrlich! (Sie geht mit Maxime umher.) Ach, da ist ja eine Vanillenstaude! Und diese schönen Azaleen!

Maxime. Ja, und in den verschiedensten Farben ....

Ellen. Köstlich! .. (Sie promeniren im Hintergrunde des Gewächshauses.)

Renée (betrachtet beide, leise zu Saccard.) Warum wollen Sie die Beiden nicht miteinander verheirathen?

Saccard. Ich? Ich wünschte nichts sehnlicher. Es wäre ein reizendes Paar.

Renée. Reizend.

Saccard. Und welches Geschäft. (Pause.) Renée, die Beiden müssen Sie zusammenbringen. Sie allein können Maxime überzeugen.

Renée. Das will ich gerne thun.

Saccard. Wahrhaftig? Sie willigen ein? Wie liebenswürdig. (Zu Germain, welcher eintritt.) Was giebt es?

Germain. Herr Larsonneau erwartet den gnädigen Herrn. (Geht ab.)

Saccard. Ganz recht; das hatte ich vergessen. (Zu Renée.) Verloben Sie sie auf der Stelle, es wäre ein Glück für uns Alle!

Renée. Ja, ein Glück — für uns Alle. —

Saccard (geht in das Kabinet rechts ab).

Zehnter Auftritt.

Renée. Maxime. Ellen.

Ellen (nach vorne kommend.) Wahrhaftig, die ganze Flora von Afrika, Indien und China, — wir Nordländer haben eine wahre Leidenschaft für die Pflanzen des Südens.

Maxime. Ich für mein Theil muß Ihnen gestehen, daß ich es vermeide, allzu lange hier im Gewächshause zu bleiben .... Die Luft ist so dick, so überfüllt mit Wohlgerüchen, daß mir zuweilen ganz ohnmächtig wird.

Ellen (lachend). Wirklich? So empfindlich wie ein Mädchen?

Renée (träumerisch, leise erbebend). O ich, ich möchte überhaupt nur hier leben. Hierher flüchte ich mich, wenn ich allein sein will. Mir thut sie wohl, diese heiße Luft, und hier träume ich von fernen Ländern, von ungekannten Freuden, die mich über die Einförmigkeit meiner Tage hinweg tragen.

Maxime. Ja wohl, dafür hast Du auch, wenn Du aus dem Gewächshaus herauskommst, eine abscheuliche Migräne und Deine Augen glühen wie im Fieber.

Ellen. In der That, es ist nicht immer gesund.

Maxime. Nicht wahr, mein Fräulein?

Ellen. Ich meine für nervöse Menschen — meine Nerven und mein Kopf sind gesund, die können etwas aushalten. Das verdanken wir unserem Klima. Sie sollten es sehen, in meiner Heimath, wie die jungen Mädchen im Winter, beim Schlittschuhlaufen, wie die Vögel über die Eisfläche fliegen, dahin schweben, sich beugen und doch niemals fallen! Ach ja, die Kälte, die große Kälte ist gesund! Ich bilde mir ein, daß wir nur deshalb so kräftig und so muthig werden — aber ich schwatze und vergesse ganz, daß ich die Letzte bin; — ich muß Sie nun verlassen.

Renée. Doch nicht, bevor Ihr Onkel gekommen ist, Sie zu holen?

Ellen (heiter). O, wenn ich auf den Onkel warten wollte!

Renée. Er hat doch versprochen zu kommen?

Ellen. Ja gewiß, er verspricht immer und kommt nie; . . er vergißt mich jeden Abend, wo ich auch bin. Wichtige Geschäfte, scheint es, halten ihn zurück. Uebrigens bin ich groß genug, um meinen Weg allein zu finden; ich weiß schon, in Frankreich ist das nicht schicklich. Aber, was wollen Sie? Ich habe meine Eltern sehr früh verloren, und durch die Geschäfte meines Oheims habe ich alle Höfe und Gesandtschaften Europas kennen gelernt, so viel fremde Länder gesehen, daß ich wahrlich nicht mehr weiß, was Furcht ist.

Renée. Warten Sie doch einige Augenblicke . . . (Sie setzt sich auf das Canapée.) Sie sind also viel gereist?

Ellen. Seit meinem zwölften Jahr — jetzt bin ich bald zwanzig. Eines habe ich wenigstens auf diesen Reisen gelernt: daß jeder Mensch für sich allein einstehen, sich selbst sein Glück schaffen und es selbst vertheidigen muß.

Renée. Sie müssen sich verheirathen.

Ellen (lachend). Heirathen? Gewiß, aber die jungen Herren in Frankreich gefallen mir nicht, sie sind zu geckenhaft, zu blasirt; in meiner Heimath, wenn man einander gefällt, reicht man sich die Hand, wie der Freund dem Freunde. —

Renée. Das ist eine schöne Sitte.

Ellen (heiter zu Maxime). Kommen Sie — setzen Sie sich doch hierher. (Er zögert — dann setzt er sich neben Ellen, indem er einem zustimmenden Blick Renée's gehorcht.) Ja wohl, Ihnen muß ich auch noch eine Strafpredigt halten. — Sie sind nicht schlechter als die Andern — und doch sehen Sie auch oft so gelangweilt und verdrießlich aus wie ein alter Diplomat, in Ihren Jahren! . . . Freut Sie das Leben nicht? Lieben Sie es nicht?

Maxime. Das Leben — gewiß — wenn Sie es lieben, liebe ich es auch.

Ellen. O, ich liebe es sehr, ich bin sehr glücklich, daß ich lebe, und ich wollte, es wären's alle Menschen. Wer das Leben liebt, ist stark, ist gut ... Geben Sie mir doch Ihre Hand. (Lachend.) In Wien hatte ich eine Kammerfrau, die wahrsagen konnte, und ich habe ihr etwas abgeguckt. ... (Sie betrachtet die Hand Maxime's, während Renée bewegt bei Seite tritt.) Die Glückslinie ist kaum sichtbar. ... Aber hier sehr entwickelt ... eine heiße, verborgene Leidenschaft ... (Zu Renée.) Sehen Sie selbst, Madame?

Renée (betroffen). Wahrhaftig?

Maxime. Sie scherzen, gnädiges Fräulein.

Ellen (fortfahrend). Aber gar keine Willenskraft ... (Sie läßt die Hand Maxime's los.) Wie ich sagte; auch Sie müssen zu Ihrem Glück gezwungen werden wie so viele Andere. (Sie erhebt sich.) Aber nun muß ich wirklich gehen.

Maxime (leise zu Renée). Renée, ich bitte Dich, laß sie gehen.

Renée (leise). Nein, es muß sein! (Laut.) Mein liebes Kind, wir haben in der That Ihren Onkel erwartet ...

Ellen (lächelnd). Ah!

Renée. Wir wollten etwas besprechen ...

Ellen. St! St! Mein Onkel ist nicht da .. ich darf nichts hören.

Renée. Aber haben Sie nicht vorhin erst gesagt, daß sich Jeder selbst sein Glück schaffen und es auch selbst vertheidigen muß? .. darf ich in Ihrem Sinne rasch zugreifen?

Ellen (halb heiter, halb verlegen). O ja, nur zu — aber machen Sie schnell; — ich fürchte, ich werde nicht lange widerstehen können —

Renée. Wir haben an Sie gedacht ... für Maxime. — Und wenn Sie Ihrerseits in diese Verbindung willigen ...

Ellen. Von ganzem Herzen . . . ich willige ein.

Renée. In Ihrer Heimath, nicht wahr, legt man eine Hand in die andere; . . . geben Sie mir Ihre Hand. — (Sie legt die Hand Ellens in die Maxime's.)

Ellen (zu Maxime). Also . . . wie bei uns . . als gute Kameraden — —

Maxime. Als gute Kameraden!

Renée. Und jetzt begleite Ellen an den Wagen. Auf Wiedersehen, mein Kind.

Ellen. Tausend Dank, Madame! (Sie küßt Renée und geht dann langsam mit Maxime ab. Renée sieht ihnen nach und wankt nach ihrem Sopha.) Wenn ich auch nicht mehr reisen mag, so möchte ich doch keineswegs für immer in Paris bleiben. — Wir müssen uns irgendwo einen Landsitz erwerben, — ein Schloß im Park, schattige Bäume.

Maxime. Ganz nach Ihrem Belieben.

Ellen. Und dann dürfen Sie nicht mehr so unmuthig, so verdrießlich dreinsehen — ah — Sie lachen schon! Sie sollen sehen! Sie sollen wieder fröhlich werden. (Sie verschwinden.)

Renée (allein). O mein Gott, ich kann nicht, ich kann nicht mehr. (Sie schleppt sich nach der Chaiselongue rechts.) Es braust vor meinen Ohren, es wird mir schwarz vor den Augen; . . . ich vergehe . .; o, wenn ich doch sterben könnte. (Sie fällt auf der Chaiselongue in Ohnmacht.)

Elfter Auftritt.

Renée. Saccard. Larsonneau. Germain.

Saccard. Kommen Sie hier durch, Larsonneau; unsere Gesellschaft ist schon fort. (Zu Germain, der im Hintergrund erscheint.) Sie können auslöschen, Germain.

Germain. Gut, gnädiger Herr.

Nach und nach, je nachdem die Lampen verlöscht werden, verdunkelt sich das Gewächshaus. Saccard und Larsonneau gehen sprechend über die Bühne, ohne die ohnmächtige Renée zu bemerken.

Larsonneau. Die Papiere sind in Ordnung.

Saccard. Morgen wird sie meine Frau unterschreiben. . . Warum lachen Sie? Wahrhaftig, Sie

können mich rasend machen mit Ihren schlecht angebrachten Scherzen.

Larsonneau. Vergeben Sie mir.

Saccard. An dem Tage, an dem ich Renée liebte, würde ich es ihr sagen, und sie würde mich wieder lieben, weil es mein Wille wäre, daß sie mich wieder liebte? Verstehen Sie? Man kann Alles, was man will.

Larsonneau. Und meine Provision?

Saccard. Die bekommen Sie, wenn das Geschäft abgeschlossen ist. Später werden wir den Werth der Grundstücke durch eine Reihe von fingirten Verkäufern verdreifachen. (Ihre Stimmen verhallen, sie verschwinden links in den Salon. Alle Lampen sind ausgelöscht — der Mondschein, der durch die Scheiben des Gewächshauses fällt, verbreitet ein bläuliches Halbdunkel, aus dem sich die Blattpflanzen schwarz abheben.)

Zwölfter Auftritt.

Renée. Maxime.

Maxime. Renée, bist Du da? (Er kommt nach vorn und sucht sie.) Sie bleibt wieder zu lange im Gewächshaus — wie immer — dann wird sie wieder krank. . . Renée . . . antworte doch! — — Renée . . . . (Er kommt ganz nach vorn und sieht Renée auf der Chaiselongue liegen.) Was ist das? Mein Gott! Sie ist es! Da liegt sie . . . . ohnmächtig . . . um Gotteswillen, sprich nur ein Mal, beruhige mich . . .

Renée (aus der Ohnmacht erwachend, in Thränen ausbrechend). Ach, wie schrecklich! wie schrecklich . . .

Maxime. Ich bin es . . Renée . . . ich bin bei Dir.

Renée. Ja, ja, Du bist es, Du . . . ich fühle es . . (In Thränen erstickend.) Du, Du, Du bist's!

Maxime. Hier darfst Du nicht länger bleiben, — der Geruch dieser Pflanzen betäubt Dich, berauscht Dich.

Renée (ihn an sich drückend). Nein, nein, bleib hier,

laß uns hier — mag uns der Rausch erfassen .... ich konnte nicht mehr — ich konnte wahrlich nicht mehr —

Maxime. Was hattest Du nur heute Abend? Warum wolltest Du mit aller Gewalt, daß ich Ellen lieben sollte? ... ich kannte sie so wenig, — sie ist entzückend ...

Renée (heftig). Sie ist nicht mehr hier? Nicht mehr? Du hast sie fortgeschafft, — schwöre mir, daß Du sie niemals wiedersehen wirst — niemals! — O mein Gott — ich glaubte, ich könnte es ertragen, — aber ich kann nicht — ich kann es nicht — (in Thränen ausbrechend) ich liebe Dich!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

Das Boudoir Renée's, — ein kleiner überaus luxuriös ausgestatteter Salon. Die ganze Einrichtung giebt deutlich den feinen, vornehmen Geschmack, das empfindliche, überreizte und zum Frösteln geneigte Nervensystem der Bewohnerin zu erkennen. Im Hintergrunde der Kamin und der allgemeine Eingang. Rechts Thüre zum Schlafzimmer Renée's. Links vorn eine Thür, dann ein Fenster. Sehr elegante kleine Tische. Stühle. Chaiselongue.

Erster Auftritt.

Mad^lle^ Chuin. Adele.

Adele (kniet vor dem Kamin und zündet Feuer an). Ich habe es Ihnen wohl gesagt, heute Nacht hätte ich mit aufbleiben sollen, — sie war also wieder sehr krank?

Mad^lle^ Chuin. Sehr krank.

Adele. Es war zwei Uhr, als ich schlafen ging — und das hat bis zum Morgen angehalten?

Mad^lle^ Chuin. Bei Tagesanbruch hat sie sich ein wenig beruhigt. Aber beeilen Sie sich, Adele, mit dem Feuer — sie steht auf, sie friert.

Adele. Sie friert im Monat September? Da muß sie freilich kaltes Blut haben.

Mad^lle^ Chuin. Jetzt rücken Sie die Chaiselongue vor das Feuer; — ich will ihr sagen, daß Alles bereit ist. Sie wollte sich durchaus bei Licht anziehen, — im Schlafzimmer sind die Vorhänge noch nicht geöffnet.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Renée.

Renée (tritt ein im weißen Morgenanzug, mit aufgelöstem Haar, sehr blaß). O, das helle Licht! (Sie bedeckt ihr Gesicht mit den Händen. Pause. Dann mit leiser, zitternder Stimme.) Wie ich es scheue!

Mad^lle^ Chuin. Soll ich die Vorhänge schließen, Renée?

Renée. Nein, nein, ich muß den Muth haben, es wieder zu sehen; . . es ist so hell, es dringt in meine Brust — (zum Fenster gehend) das Wetter ist heute schön?

Adele. Ein herrlicher Sonnenschein, Madame.

Renée. Herrlicher Sonnenschein, . . wie traurig. Aber so ist es immer — draußen Sonnenschein — im Innern gräßliche Qualen. — Ach, ein grauer November-Himmel wäre besser, ein abscheuliches, düsteres, schmutziges Regenwetter —

Mad^lle^ Chuin (leise). Stille doch, mein Kind. (Laut.) Adele, Sie können gehen. Madame wird klingeln, wenn sie etwas benöthigt.

Adele. Schön, Mademoiselle. (Ab durch die Mitte.)

Dritter Auftritt.

Renée. Mad^lle^ Chuin.

Renée (zu sich selbst). Als ich eintrat, war mir, als ob der helle Tag mich und meine Schande vor aller Welt entblößte; — o wie mich friert —

Mad^lle^ Chuin. Seien Sie vorsichtig, meine Liebe, überwachen Sie Ihre Worte.

Renée (sie fest ansehend). Ich habe phantasirt?

Mad^lle^ Chuin. Ja.

Renée. Habe ich etwas gesagt?

Mad^lle^ Chuin. Ja.

Renée. Man hat Alles verstehen können? . . .

Mad^lle^ Chuin. Ja, ich . . . bei den ersten

Worten schickte ich Adele fort! . . . Ich allein . . . habe es verstanden — —

Renée (fällt wie vernichtet auf die Chaiselongue) Mein Gott!

Mad^lle^ Chuin. Beunruhigen Sie sich nicht. Es ist besser, daß ich Alles weiß.

Renée. Es ist schändlich — Jeder Mann war mir widerwärtig, denn ich kannte von ihnen nichts als die Gewaltthätigkeit, und während zehn langer Jahre habe ich sie Alle mit Abscheu zurückgestoßen, mit dem Abscheu einer schmachvollen Erinnerung — und jetzt — plötzlich — bin auch ich der Sünde verfallen.

Mad^lle^ Chuin. Aber Sie haben so viele Entschuldigungen . . .

Renée. Er! Sein Sohn! (Sich erhebend.) Und doch, ich hatte es beinahe überwunden, . . . er war so gut wie verheirathet — durch mich . . . Ja wohl, so weit reichte meine Kraft; dann, ich entsinne mich nicht mehr — war ich wie zerschmettert; . . . etwas Schreckliches hatte uns Beide ergriffen und zusammengeführt . . . Ah . . . ich Elende! . . . (Sie fällt auf einen Stuhl rechts.)

Mad^lle^ Chuin. Beruhigen Sie sich doch endlich! Was sollte wohl aus uns werden, wenn Sie so den Kopf verlieren? Es passirt so viel im Leben und Alles gleicht sich wieder aus. Wir gehen zusammen aufs Land, das wird Ihnen gut thun. Sie wissen doch, daß ich mir in Virofley ein kleines Haus gekauft habe, für meine alten Tage . . . das heißt — bezahlt habe ich es noch nicht — es fehlen nur noch ungefähr 12 Tausend Francs dazu; — wenn Sie wollen, gehen wir morgen nach Virofley.

Renée (hat nicht hingehört, für sich). Ach, ich Elende — ich Elende!

Mad^lle^ Chuin. Ja, ja, es ist abgemacht . . . wir gehen morgen nach Virofley . . . ich habe wohl gewußt, daß Sie jetzt in Geldverlegenheit waren — darum wollte ich Sie nicht verlassen — Aber jetzt, da ich höre, daß Sie die Grundstücke in der Rue Popin-

court verkaufen, jetzt, dachte ich — da kannst Du ... Nun Sie sollen morgen sagen, wie Ihnen das Häuschen gefällt.

Renée. Ja, Alles was Sie wollen ... (sich erhebend mit leiser bebender Stimme.) Und doch habe ich nicht den Muth, ein Ende zu machen.

Mad[lle] Chuin. Ein Ende machen? ... Aber warum denn? Seien Sie glücklich ... es giebt ja ohnehin so viel Elend auf der Welt. Sie wissen gar nicht, wie lieb ich Sie habe; — keine Menschenseele soll etwas davon erfahren, und Ihr Gatte ist ja doch nicht mehr für Sie als ein Freund ... er kommt ja auch niemals zu Ihnen. (Adele erscheint im Hintergrunde.) Was giebt's?

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Adele.

Adele. Verzeihen Sie — der gnädige Herr.

Renée (erbebend). Er!

Mad[lle] Chuin (zu Adele). Sagen Sie dem gnädigen Herrn, daß ich Madame erst fragen werde, ob sie ihn empfangen kann. (Adele geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Renée. Mad[lle] Chuin.

Renée. Großer Gott! Er!

Mad[lle] Chuin. Seien Sie doch ruhig ... Er weiß ja nichts ... er kommt gewiß in irgend einer Geschäftsangelegenheit ... wissen Sie nicht?

Renée. Nein, ich habe Alles vergessen ... mein Kopf ist wüst; doch halt, ja, von meiner Unterschrift war die Rede, ganz recht, wegen des Verkaufes, ... so war es abgemacht ... aber mir ist als ob seitdem Jahre verflossen wären.

Mad[lle] Chuin. Nun sehen Sie wohl ... nun stellen Sie sich so unbefangen wie möglich.

Renée. Ich will nicht . . . ich kann ihn nicht empfangen.

Madˡˡᵉ Chuin. Aber Renée, fassen Sie sich doch, nehmen Sie doch Vernunft an, ich bitte Sie . . . Sie können doch Ihrem Gatten nicht die Thüre verschließen—

Renée. Und soll er mich so finden in dieser Fieberangst, in diesem nachlässigen Morgenanzug —

Madˡˡᵉ Chuin. Ich werde ihm sagen, daß Sie leidend sind . . . Sehen Sie doch zu, daß Sie das Geschäft abschließen, da Sie ja Geld brauchen.

Renée. Einen Augenblick — einen Augenblick . . . (Vor dem Spiegel.) Wenn ich nur noch Zeit habe, die Haare aufzustecken; . . . ihre Unordnung könnte ihm verrathen, was mir seit gestern auf der Seele lastet. (Sie knüpft sich das Haar auf.)

Sechster Auftritt.

Saccard. Renée.

Saccard. Was höre ich soeben, meine Liebe . . . Sie haben eine üble Nacht gehabt? . . . Aber das wird ja wirklich beunruhigend . . . Ich bitte Sie, Theuerste . . . vernachlässigen Sie es nicht.

Renée. Ach nein, ein bischen Schlaflosigkeit; weiter nichts.

Saccard (indem er sie betrachtet). Sie sind ganz blaß . . . Ihre Augen leuchten wie im Fieber. (Er faßt sie an der Hand.) Ihre Hand glüht.

Renée (zieht ihre Hand mit einem Schauder zurück). Nein, nein, lassen Sie; es ist nicht der Mühe werth . . . Sie kommen wegen des Verkaufs, nicht wahr?

Saccard. Ich komme vor Allem, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen . . . Sie sind leidend und da möchte ich Sie wahrhaftig nicht mit unerquicklichen Zahlen belästigen . . . wir können ja diese Dinge ein ander Mal besprechen. (Sie setzt sich auf die Chaiselongue, er bleibt an dem Kamin angelehnt stehen.) Renée, Sie zweifeln noch

immer an meiner Zuneigung. Nach den zehn Jahren, die wir nebeneinander hingelebt haben, müßten wir doch zum mindesten gute Freunde sein. Und Sie sind krank, ohne daß man mich davon benachrichtigt; hätte mich nicht diese Angelegenheit zu Ihnen geführt, ich würde nichts erfahren haben.

Renée. Aber es wäre doch lächerlich, Sie wegen eines kleines Unwohlseins zu belästigen.

Saccard. Mich belästigen ... Aber Renée ... ich bin Ihnen ja von ganzem Herzen ergeben ... Ich besuche Sie nicht oft, weil ich fürchten muß, Sie zu stören. Und dann im Anfang ... ist es mir in der That recht schwer geworden, ich hatte viel verdrießliche Geschäfte. Aber heute Renée ... heute habe ich's erreicht; ... ich habe mir das große Vermögen erworben, von dem ich immer geträumt habe, und jeden Tag, wenn ich an Sie denke, frage ich mich ...

Renée (ihn unterbrechend). Ich ... ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre freundliche Gesinnung ... aber, bitte, kommen wir zu den Geschäften.

Saccard (setzt sich zu ihr). Nun ja, ich sehe es, ich erscheine Ihnen noch immer in keinem günstigeren Lichte. ... Warum sollten wir nicht auch einmal in einer gemüthlichen Ecke, am knisternden Kaminfeuer, behaglich mit einander plaudern können? Wir würden uns sehr gut verstehen — ich bin überzeugt davon. Wir würden uns gute Rathschläge geben. Sie würden vielleicht finden, daß ich bei alle dem doch keinen Stein in der Brust habe und ich, ich wäre stolz und glücklich, Ihrer Schönheit huldigen zu dürfen ... o, so zart, so diskret, wie Sie es nur fordern können.

Renée. Ich bitte Sie ... es ist doch nur ein Vertrag zu unterzeichnen, nicht wahr?

Saccard. Ein Vertrag zu unterzeichnen, ja ... weiter nichts. (Mit seinem Stuhl näher an Renée rückend.) Wir stehen uns so fremd gegenüber ... ich sehe Sie nie anders als im Glanze Ihrer Toiletten und Sie sind

so entzückend in diesem leichten Morgenanzug . . . die Haare kaum aufgesteckt . . . (Er will ihre Hand nehmen.)

Renée (sich plötzlich erhebend). Der Vertrag . . . geben Sie mir den Vertrag. (Pause.)

Saccard (ebenfalls aufstehend). Sie wollen es durchaus? Hier ist der Verkaufs-Vertrag. (Er nimmt ihn aus der Tasche und übergiebt ihn ihr.) Lesen Sie und unterzeichnen Sie ihn ganz nach Ihrer Bequemlichkeit.

Renée. Welche Summe will der Käufer für die Terrains bezahlen?

Saccard. Nur hundertfünfzigtausend Francs. Es ist wenig . . . aber da es mir schien, daß Sie das Geld nothwendig brauchten —

Renée. Die Terrains sind zum Mindesten das Doppelte werth. Aber was liegt daran, da man ja doch bestohlen wird. Und wer ist der Käufer?

Saccard. Larsonneau, den Sie kennen. Ich hatte ihn gerade gestern zum Diner eingeladen, um damit zu Ende zu kommen. Ich glaube, er wird von einem Industriellen vorgeschoben, der dort eine Fabrik errichten will. Sie können das Geld bei ihm empfangen oder herschicken lassen, ganz wie Sie wollen.

Renée. Bitten Sie ihn, es mir zu bringen. Ich danke Ihnen tausend Mal für die Gefälligkeit, die Sie mir hierbei bewiesen. (Sie wendet sich nach der Thür ihres Zimmers).

Saccard (nach einer Pause, indem er Renée zurückruft). Renée, — wenn Sie meinem Rathe folgen wollten, würde ich Ihnen sagen, schließen Sie den Verkauf nicht ab.

Renée (zurückkommend). Warum nicht?

Saccard. Weil Sie bestohlen werden — Sie haben es selbst erkannt. Wollen Sie — so werfe ich den Vertrag ins Feuer?

Renée. Nein, lassen Sie. Ich kann nicht anders.

Saccard. Nun wohl — ich sehe, Sie haben kein Vertrauen zu mir. Ich habe darauf gewartet, daß Sie mir Alles bekennen, denn ich weiß sehr wohl, daß

Sie seit geraumer Zeit in Verlegenheit sind. Sie haben hundert und achtzigtausend Francs Schulden, wovon allein siebzigtausend Francs auf Ihren Schneider kommen, der Sie mit seinen Rechnungen verfolgt. Vor drei Tagen hat er Ihnen sogar mit einem Prozeß gedroht, mit einem Skandal.

Renée. Ich habe mein eigenes Vermögen — damit werde ich Alles bezahlen, welche Vorwürfe können Sie mir also machen?

Saccard. Vorwürfe? Ich?! Großer Gott! Ich möchte ja gerne, daß Sie noch mehr ausgeben; nichts ist schön, nichts ist reich genug für Sie. Paris müßte zu Ihren Füßen liegen. Ihrer Schönheit müßten Millionen huldigen . . . darum sind mir auch diese hundertfünfzigtausend Francs so erbärmlich; — überdies nützen Sie Ihnen nicht einmal viel.

Renée. Gewiß nicht — aber wie kann ich mir anders helfen?

Saccard (nach einer Pause). Bin ich nicht da? . . . Ihr Gatte . . .

Renée. Sie!

Saccard. Sagen Sie ein Wort, ein einziges Wort. (Pause; dann in leidenschaftlicher Erregung aber mit gedämpfter Stimme) Renée —, Renée — ich liebe Sie!

Renée (zurückweichend). Nein! nein!

Saccard. Ich liebe Sie, Renée, ich liebe Sie . . . Es ist über mich gekommen, ich weiß nicht wie . . . ganz plötzlich. O, ich habe dagegen gekämpft, ich habe mir immer wieder unsere erste Unterredung ins Gedächtniß zurückgerufen; — ich fand es schmachvoll, unwürdig . . . Aber heute — sehen Sie, Renée — ich leide zu sehr, — ich muß es Ihnen sagen.

Renée. Nichts mehr — ich beschwöre Sie. (Sie fällt in einen Stuhl am Tische rechts.)

Saccard. Es ist nicht mehr der harte, unbeugsame Mann, der zu Ihnen spricht, nein, es ist ein Mann mit Thränen in den Augen. Mein Selbst-

vertrauen bricht elend zusammen — ich hatte keinen andern Glauben, als an meine Kraft, und nun stehe ich vor Ihnen, einer Frau — so schwach, so waffenlos wie ein Kind. — Gleichwohl habe ich mir die Stellung erobert, nach der ich gestrebt habe. Sie wissen, von wo ich ausgegangen bin, was ich Alles habe erdulden müssen und welche Hindernisse ich endlich besiegt habe. Und nun sehen Sie, Renée, wenn Sie mich nicht lieben, ist Alles, was ich erreicht habe, werthlos; — ich höre nicht mehr den Klang des Goldes in meinen Bureaux, ich will nichts mehr wissen von den Menschen, die sich an mich drängen, ich verzichte auf Alles, was mir Macht und Ehrgeiz noch bringen könnte. Ich habe Alles und ich habe nichts, wenn ich Sie nicht besitze. Die Macht ist mir nichts mehr; — Sie, die ich früher nicht zu schätzen wußte — Sie, Renée, —Sie sind mir Alles, wonach ich noch in dieser Welt strebe.

Renée (aufstehend und nach links hinübergehend). Berühren Sie mich nicht, es ist zu spät.

Saccard (folgt ihr). Alles, was ich jetzt thue, thu' ich für Sie. Früher, freilich, lange Zeit habe ich Sie nicht beachtet; ich arbeitete nur, um meinem Stolze zu genügen. Dann aber, plötzlich, auf einmal sind Sie der Zweck aller meiner Anstrengungen geworden — ich hoffte Sie zu erringen an dem Tage, an dem ich Ihnen alle meine Macht zu Füßen legte. O, Renée, glauben Sie nicht, daß ich Sie eines Tages gewinnen könnte? Verachten Sie mich nicht —, Renée, — ich beschwöre Sie!

Renée. Ich habe nicht mehr das Recht dazu — es ist zu spät.

Saccard. Finden Sie, daß alle meine Anstrengungen noch zu gering sind, wollen Sie, daß ich noch höher steige, — sagen Sie es und es wird geschehen; — ich werde noch höher steigen, ich werde erreichen, was Sie wollen, was Ihnen gefällt. O, ich verspreche Ihnen so große Dinge, daß ich Sie doch

endlich rühren werde. Nur bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung; sagen Sie nicht, daß es niemals geschehen kann. (Er kniet vor ihr nieder.)

Renée. Niemals!! Es ist zu spät! . . . Gehen Sie, aus Erbarmen, gehen Sie! (Pause. Saccard steht auf, geht nach der Thüre, bleibt stehen, dann besinnt er sich einen Augenblick und kommt vor.)

Saccard. Wenn ich aber will!

Renée (erbebend). Lassen Sie mich!

Saccard (schmerzlich aber nicht brutal). Und Dein Herz bleibt kalt und gefühllos, wenn ich vor Dir auf den Knieen liege? Du allein willst mir widerstehen, da mir alle Welt gehorcht? Dich allein sollte ich nicht bewegen können? Ich, der Alles vermag, dessen Wünsche Befehle sind? Ich hätte jetzt nur einen Wunsch und dieser Wunsch sollte unbefriedigt bleiben, weil Du Dich mir versagst, Du, ein schwaches Weib?

Renée. Sie ängstigen mich — gehen Sie!

Saccard. Nein, Du bist mein Weib, ich will Dich besitzen, das ist mein Recht. (Er preßt sie in seine Arme.)

Renée (sich gegen seine Umarmung erwehrend). Sie martern mich — mein Gott! . . . Verstehen Sie mich recht, . . . ich verachte Sie nicht, . . . was Sie mir sagen, erschüttert mich tief . . . Sie lieben mich — Sie sind edel und gut . . . Aber es ist unmöglich, ich schwöre es Ihnen, es ist unmöglich —

Saccard. Warum? . . . O nur einen Kuß. (Er küßt sie auf das Haar.)

Renée (sich gewaltsam losreißend). Nein, nein, hier nicht . . . das ist frevelhaft . . . (Sie läuft ans Fenster.) Ich schwöre Ihnen, ich tödte mich vor Ihren Augen . . . Ach, wie elend, wie erbärmlich wir sind! Nein, nie, niemals! (Auf ihr Geschrei erscheint Madlle Chuin im Hintergrunde.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Mad^lle^ Chuin.

Mad^lle^ Chuin. Ich glaubte Sie riefen — Renée — Sind Sie kränker geworden?

Renée. Ja, die Hitze hier ist unerträglich.

Mad^lle^ Chuin. O, dann will ich das Fenster öffnen. (Sie macht das Fenster halb auf. Pause.)

Saccard. Nun gut, Renée, es ist abgemacht. Lesen Sie in Ruhe den Vertrag durch und unterzeichnen Sie ihn. In wenig Augenblicken werde ich wiederkommen, um ihn zu holen, und Ihnen, wenn Sie es wünschen sollten, noch weitere Aufklärungen zu geben. — Auf Wiedersehen. (Er geht ab.)

Mad^lle^ Chuin. Verzeihen Sie . . . ich hörte Ihr Schreien und bin herbeigeeilt.

Renée. Sie haben Recht gethan. Dank, meine gute Chuin.

Mad^lle^ Chuin. Und dann . . . hatte ich Angst.

Renée. Angst? Warum?

Mad^lle^ Chuin. Weil . . .

Renée. Sprechen Sie doch!

Mad^lle^ Chuin. Weil Maxime hier in Ihrem Zimmer ist.

Renée. Maxime, jetzt!

Mad^lle^ Chuin. Ja, er beschwört Sie, ihn anzuhören; . . . es wäre gerathen, wenn Sie sich mit ihm verständigten . . . ich werde aufpassen . . . da ist er schon. (Sie geht durch die Mitte ab.)

Achter Auftritt.

Maxime. Renée.

Renée. Geh', o geh'! Ich bitte Dich.

Maxime. Mein Vater war bei Dir?

Renée. Frage mich nichts. Geh'!

Maxime. Höre mich nur an — ich werde mich nicht nähern . . . Renée . . . ich mußte Dich sehen . . . ich hörte, Du seiest leidend, und ich kenne Dich . . . ich fürchtete irgend ein Unglück . . . Renée . . . ich schwöre Dir, wir sind nicht so schuldig als Du denkst.

Renée. Ja, gewiß, einmal mußte es geschehen

. . . ich besinne mich. Wir hatten kein Geheimniß vor einander. Ich erfuhr Alles von Dir, jeden Deiner Jugendstreiche und Du wußtest Alles von mir. Dann kam ein Ueberdruß und ein Widerwille über uns, wir hatten schon Alles gesehen, Alles erlebt, wir verlangten etwas anderes.

Maxime. Und dennoch . . . ich kann Dir sagen . . . bei aller Unruhe, die ich dabei empfand, wie Du langsam nach und nach mein Herz an Dich zogst, wie ich bald überselig, bald tief unglücklich darüber war — ich habe nie daran gedacht . . .

Renée. Ich habe wohl daran gedacht.

Maxime. Du liebst mich?

Renée. Ich weiß es nicht — aber das junge Mädchen, das Dich heirathen wollte, hätte ich umbringen können.

Maxime. (nach einer Pause). Und jetzt, Renée, liebe ich Dich.

Renée. Sage das nicht — was wir gethan, hat uns selbst überrascht — der Rausch eines Augenblicks.

Maxime. Ich liebe Dich, Renée.

Renée. Schweige doch! — ich will Dich nicht hören . . . Liebst Du mich wirklich? Oder hältst Du es jetzt für Deine Pflicht, mir das zu sagen? . . . Bis jetzt warst Du ein Kind; — Du hast die Kraft nicht, die eine solche Liebe erfordert.

Maxime. Stelle mich auf die Probe; was muß ich thun?

Renée. Heirathe Ellen — ich verlange es —; ich, ich verlasse Euch —

Maxime. Ist es denn möglich, was Du da jetzt von mir begehrst? Du liebst mich und wehrst Dich dagegen, — um zu verhindern, daß ich Dich liebe! Du bist die Schwache!

Renée (zurückweichend). Nein, nein, komme mir nicht nah!

Maxime. Warum willst Du mich zurückstoßen?

Hast Du mir nicht zwanzig Mal versichert, daß Du frei bist?

Renée (heftig). Höre mich, — Dein Vater war hier.

Maxime. Nun, und?

Renée. Es scheint, daß er mich liebt; — begreifst Du's?! ... Er kam hierher, um von Geschäften mit mir zu sprechen, dann ist er mir zu Füßen gefallen und hat mir gesagt, — ich weiß nicht mehr was; daß die Liebe die höchste Macht sei; daß er mich liebe; daß er wahre Wunder vollbringen wolle, um mich zu erringen ... begreifst Du nun, daß diese Worte wie Hammerschläge auf mich fallen mußten?! Nicht wahr, Du erkennst Deinen Vater nicht wieder?

Maxime. Nein.

Renée. Es muß ein Ende nehmen. Zwischen Euch Beiden würde ich den Kopf verlieren, ... ich habe die Gemüthsruhe jener Frauen nicht, die sich in Alles finden; ... und dann, er hat mich gerührt durch seine Thränen; dieser Geldmensch, der sich vor mir demüthigte; der mir Alles zu Füßen legte, was sein Ehrgeiz und seine Arbeit in zehn langen Jahren erworben haben; der mir versicherte, daß ihm dies Alles nun werthlos erschiene, daß ich allein für ihn auf der Welt sei.

Maxime. Du liebst ihn vielleicht?

Renée. So ist es — Du hast's erkannt — nimm ein Messer und tödte ihn ... Du siehst, wir können nicht zusammen leben.

Maxime. Lebe wohl!

Renée. Du wirst das junge Mädchen heirathen.

Maxime. Ja. — Gestern war ich schon entschlossen — sie ist gut und heiter, sie wird mich vor mir selbst retten.

Renée. Ich, ich werde fortgehen, — mein Vater wird meine Schulden bezahlen. (Sie ergreift den Verkaufsvertrag.) Ich brauche nur zu unterzeichnen; — die hundertfünfzigtausend Francs von Larsonneau werden genügen, um

Paris zu verlassen, um irgendwo in Verborgenheit zu leben.

Maxime. Aber diese Terrains kauft ja mein Vater.

Renée. Wie?

Maxime. Larsonneau giebt nur seinen Namen her zu diesen Geschäften; . . . weißt Du das nicht? Ich habe sie neulich Beide darüber reden hören. Es scheint, daß Expropriationen vorbereitet werden, — die Terrains werden in zwei Jahren viermal, fünfmal so viel werth sein als heute.

Renée. Ah — was sagst Du? . . . sage es noch einmal, damit ich es verstehe . . . dann bestiehlt mich also Dein Vater?

Maxime. Ach was, er kann Dich lieben und Dich dabei doch um Dein Vermögen bringen, — mich liebt er auch und will mich nur verheirathen, um die schwedischen Silberminen in seinen Besitz zu bringen —

Renée. Aber dann . . . hier — vorhin — hat er Komödie vor mir gespielt? Er hätte auf den Knieen gelegen, nur um meine Unterschrift heraus zu locken? . . . nein — nein — er hat es mir ja selbst gesagt, daß ich bestohlen werde; . . . er hat sich ja angeboten, meine Schulden zu bezahlen. Ah, Du hast recht, Maxime, er liebt mich — aber er liebt mich in seiner Art. Nach zehn Jahren . . . eine plötzliche Laune, weil er auf einem Balle meine Schultern gesehen hat; . . er wollte mich kaufen — hörst Du, Maxime? — kaufen wie eine Dirne!

Maxime (nach der Thüre gehend). Lebe wohl, Renée.

Renée (heftig). Bleib', Maxime . . . Ach, wohl, — was sollen wir uns jetzt noch Vorwürfe machen? Merktest Du denn nicht, daß ich wahnsinnig war, als ich den Gedanken aussprach, daß wir uns trennen müßten? Was soll denn aus mir werden, — wenn Du heirathest?

Maxime. Sei vernünftig ... man könnte Dich hören.

Renée. Was liegt daran? Wozu sollen wir uns geniren? Dein Vater genirt sich auch nicht. Er liebt das Geld und nimmt es, wo er es findet.

Maxime. Ich versichere Dich, jeden Augenblick kann Jemand kommen.

Renée. Und was dann? Leben wir denn nicht in unserer Gesellschaft mit Vielen zusammen, die noch viel erbärmlicher sind, als ich, und die man doch bewundert? Kennst Du das saubere Geschäft der Mme Lauwereins, dieser anständigen Dame nicht, die ihre Freundinnen verkauft, weil sie sich selbst nicht verkaufen will? Und Mme Haffner, die wie eine Bettlerin unter dem Vorwande von Wohlthätigkeitszwecken in alle Maler-Ateliers läuft? Und Mme Lignerolle, diese von der Straße aufgelesene Zigeunerin, die wie ein wildes Thier in unsere Salons eingebrochen ist? Und Alle, alle Anderen, — Diejenigen, die sich ihren Luxus von ihren Liebhabern bezahlen lassen, und die Andern, die die Schulden ihrer Liebhaber bezahlen? — Ich allein war die Dumme. Aber ich bin geheilt. Jetzt gehöre ich zu Euch; weil mich Alles dazu treibt. Dieses Haus, diese Stadt, die Menschen und die Dinge — Alles — Alles — bleib', Maxime!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Madlle Chuin.

Madlle Chuin. Renée — Ihr Gemahl — er kommt wegen des Vertrages.

Renée. Sagen Sie ihm, daß ich ihn nicht sehen will.

Maxime. Aber willst Du ihm nicht eine Antwort geben?

Renée. Du hast recht — ich will ein Ende machen. Aber halt, — verlasse uns, Maxime, es ist doch besser. Tritt hier herein. (Sie führt ihn zur Thüre links.) Auf Wiedersehen heute Abend, Maxime. (Er geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Renée. Madlle Chuin.

Madlle Chuin (hat den Vertrag vom Tisch genommen und ihn angesehen). Sie haben nicht unterschrieben?

Renée. Nein.

Madlle Chuin. Sie werden auch nicht unterschreiben?

Renée. Nein.

Madlle Chuin. Aber Sie haben gar kein Geld? Wie wollen Sie denn Alles bezahlen? — — Und ich, ich habe mich so auf Ihre Güte verlassen — was wird nun aus mir?

Renée. Ich will mich nicht bestehlen lassen — Sehen Sie — das ist die richtige Antwort für meinen Mann — sagen Sie ihm das; — ich will ihn jetzt nicht sehen.

Elfter Auftritt.

Madlle Chuin. Saccard.

Saccard (eintretend). Renée . . . (Renée verschwindet in ihr Zimmer und schließt die Thür ab.) Sie schiebt den Riegel vor? — (zu Madlle Chuin) Was giebt's denn? Hat sie unterschrieben?

Madlle Chuin. Nein, sie will nicht.

Saccard. Und sie war schon entschlossen . . . Es ist Jemand bei ihr gewesen?

Madlle Chuin. Niemand.

Saccard. Sehen Sie mich an. — Sie hat einen Liebhaber.

Madlle Chuin. Ich schwöre Ihnen —

Saccard. Sie haben mir versprochen, mir Alles zu sagen. Sie bezahlt Sie also für Ihr Stillschweigen. Heucheln Sie nicht, — wir kennen uns. Nun gut — ich gebe Ihnen noch einmal so viel als sie — ich bezahle Ihnen das Haus, das Sie sich gekauft haben — Sie hat einen Liebhaber.

Madlle Chuin (nach einem kleinen Zögern). Ja.

Saccard (in großer Heftigkeit). O, ich hätte besser gethan, Sie fortzujagen, denn Sie haben sie an diesen Mann verkauft, — so wie Sie sie einst an mich verkauft haben.

Madlle Chuin. So? Nun soll ich an Allem Schuld sein? Nun, einerlei, Herr Saccard, wie Sie wollen. Ich werde dafür sorgen, daß Sie sie mit ihrem Liebhaber überraschen, — aber Eines für's Andere, — halten Sie die Summe für das Haus bereit — ich habe Ihren Undank satt — ich will mich auf das Land zurückziehen. (Sie geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Saccard (allein). Ja . . . Jetzt stürzt Alles zusammen . . . mein Leben ist verfehlt . . . ich habe Alles erreicht . . . nur Renée versagt sich mir — Renée hat einen Geliebten; ich werde diesen Menschen tödten.

Fünfter Akt.

Kleiner, sehr reich ausgestatteter Salon, der sich nach dem Gewächshause zu breit öffnet; hohe Portièren schließen diese Oeffnung. Links eine Thüre, die zu Renée's Zimmer führt, rechts eine Thüre zum großen Salon. Kleiner Schreibtisch, Canapée, Stühle.

Erster Auftritt.

Renée. Beraud. Larsonneau, später Maxime.

(Beim Aufziehen des Vorhanges sind die Portièren geöffnet, das Gewächshaus ist von zahlreichen Gästen gefüllt, welche langsam zwischen den Pflanzen hin und wieder gehen. Die Thüre zum großen Salon ist geöffnet; im Salon wird getanzt. Das Orchester spielt die letzten Takte einer Quadrille; es ist das Ende eines glänzenden Balles. Larsonneau plaudert stehend mit einer Dame. Renée tritt herein am Arme ihres Vaters.)

Beraud. Ich hatte Dich am Sonntag erwartet? Warum bist Du nicht gekommen?

Renée. Ich konnte nicht, mein Vater.

Beraud. Die Journale haben dieses Fest angezeigt, wie einen öffentlichen Ball, den Jeder besuchen kann; es ist auch „ganz Paris" erschienen; — ich wollte Dich aufsuchen, und als ich eintrete, sehe ich Dich auf einer Estrade, mit nackten Schultern, Komödie spielen.

Renée. Die vornehmsten Damen spielen Komödie, — es ist Mode.

Beraud. Ich habe mit Dir zu sprechen — Renée — Du wirst morgen zu mir kommen.

Renée (zögernd). Morgen, morgen . . .

Beraud. Ich wünsche es.

Renée. Nun gut, auf Wiedersehen morgen, mein Vater. (Sie verläßt ihn. Bei Seite) Bis morgen ist lange hin —! Wo werde ich morgen sein? (Sie setzt sich aufs Canapée, Larsonneau nähert sich ihr.)

Maxime, (welcher eben eintritt, zu Beraud). Mein Vater fühlt sich sehr geschmeichelt, daß Sie uns heute Abend die Ehre erwiesen haben.

Beraud. Ich gehe so wenig in Gesellschaft ... Man hat mir von Ihrer bevorstehenden Verheirathung gesprochen — (auf Ellen zeigend, die im Gewächshaus in Begleitung einer Dame vorübergeht). Ist es nicht jenes junge Mädchen?

Maxime (verlegen). In der That. Aber es ist noch nichts bestimmt abgemacht, diese Heirath kommt höchst wahrscheinlich gar nicht zu Stande. (Sie sprechen leise weiter.)

Larsonneau (zu Renée). Somit, Madame, sind Sie noch nicht entschlossen, zu unterzeichnen?

Renée. Nein.

Larsonneau. Ich hatte das Geld schon mitgebracht und den Vertrag, den Sie mir zurückgeschickt haben, habe ich auch noch bei mir. Wenn Sie also Ihre Meinung wieder ändern sollten, brauchen Sie mir nur einen Wink zu geben. (Er grüßt Renée sehr höflich und geht ins Gewächshaus, Beraud ist in den Salon eingetreten, Maxime will ihm folgen, als Renée, die allein geblieben ist, ihn zurückruft.)

Zweiter Auftritt.

Renée. Maxime.

Renée. Maxime — Setze Dich zu mir.

Maxime. Man wird uns sehen, uns hören.

Renée. Ich werde doch wohl mit Dir reden können? (Maxime setzt sich zu ihr. Das Orchester spielt einen Walzer, den man nur leise vernimmt. Während der ganzen Scene gehen im Gewächshaus Gäste auf und ab.) Höre, ich muß ein Ende machen; ich leide zu sehr.

Maxime. Ich leide eben so sehr als Du.

Renée. Das ist kein Leben mehr: dieses ewige

Zittern und Heucheln, der fortgesetzte Kampf mit diesem Menschen, der mich nun mit Gewalt zwingen will, sein zu werden. Die letzte Nacht hörte ich ein Geräusch in meinem Zimmer, ich glaubte, er hätte sich irgendwo versteckt, ich habe überall nachgesehen . . . Er wird es thun, denn er ist der Herr. Ah, siehst Du, dieser Gedanke allein versetzt mich in ein fortdauerndes Fieber, das mich verzehrt.

Maxime (einen Blick nach dem Gewächshaus werfend). Schweig, ich beschwöre Dich . . . Wir haben es so gewollt; wir müssen es nun ertragen.

Renée. Wir wollten glücklich sein. Warum sind wir es nicht. Wir verzehren uns innerlich, wir verbittern uns das Leben.

Maxime. Das ist wahr.

Renée. Ach, Du bist meiner überdrüssig . . . ich fühle es wohl . . . Ich beunruhige Dich . . . Du möchtest gerne zurück . . . Und ich, ich liebe Dich zum Sterben und gehe an dieser Liebe langsam zu Grunde wie an einer unheilbaren Krankheit; . . . feige sind wir alle Beide.

Maxime. Sage lieber: wir sind bestraft.

Renée. Wir sind bestraft, feige sein zu müssen, — so mußt Du sagen . . . Feigheit ist auch Strafe . . Was gehen uns denn eigentlich alle andern Menschen an? Sieh', eben jetzt, als wir Beide zusammen Komödie spielten, da hatte ich eine wahnsinnige Lust, mich Dir zu nähern und Dir die Augen zu küssen; . . . ich wollte es eigentlich nicht, aber ein glühendes Verlangen trieb mich darnach . . . vor allen diesen bleichen Larven, die nach uns sehen. (Sie nähert sich, wie angelockt durch seinen Anblick.)

Maxime (sich erhebend, leise). Nein, nein — bist Du rasend; . . . denke doch an die Menschen, die eben vorbeigehen. Sprich laut, sag' etwas — ich bitte Dich . . . (Er erhebt seine Stimme.) Nein, meine Liebe, Dein Spiel war nicht natürlich . . . eine Gräfin ist nicht so stürmisch. (Leise). Sprich doch, damit sie weiter gehen.

Renée. Wozu ist das Alles? Ich kann nicht mehr — meine Kraft ist zu Ende — (Sie erhebt sich.) Wir reisen fort.

Maxime. Wir reisen, reisen zusammen? Man wird es erfahren — dieser schreckliche Skandal.

Renée. Wenn wir bleiben, ist es mein Tod.

Maxime. Wann reisen wir?

Renée. Bald.

Maxime Wohin gehen wir?

Renée. Weit fort.

Maxime. Und das Geld?

Renée. Werde ich haben (mit zurückgehaltenen Thränen.) O, wenn Du wüßtest, wie ich mich in diesem Augenblicke zusammen nehmen muß, um nicht zu weinen.

Saccard (erscheint im Gewächshaus).

Maxime. Da kommt mein Vater; um Alles in der Welt, versuche zu lächeln.

Renée. Ich kann nicht — das Herz zerspringt mir — Du liebst mich nicht mehr, was liegt an allen Andern!

Maxime. Der Trotz wird uns Beide zu Grunde richten, — das darfst Du nicht — Aus Barmherzigkeit, sei heiter, . . . sage irgend etwas.

Renée (nach einer Pause laut). Eben darum, weil die Gräfin ihn liebt, fliegt sie ihm an den Hals, das ist ganz einfach. Wahre Leidenschaft wirst Du nie begreifen. (Leise zu Maxime.) Wir reisen, . . . wie verabredet. (Sie geht in den Salon zurück, während Saccard nach vorne kommt, Musik hört auf.)

Dritter Auftritt.

Maxime. Saccard.

Saccard. Was hat sie wieder? Sie weinte eben?

Maxime. Nein — wir stritten uns . . . über dieses Stück.

Saccard. Ich suchte Dich. Ich muß Gewißheit haben — noch heute Abend. Sie sagt Dir Alles —

Du bist unterrichtet . . . (ihn starr ansehend) sie hat einen Liebhaber.

Maxime. Vater . . .

Saccard. Rede doch — wie wir mit einander stehen, kannst Du mir Alles sagen. Du bist nicht allein mein Sohn, Du bist mein Freund . . . Du siehst, es geht mir nahe . . . Sage mir, was Du weißt.

Maxime. Ich weiß nichts, ich versichere Dich.

Saccard. Warum lügst Du? . . . Ich fühle es, daß Du lügst . . . ich merke es an Deinem Gesicht, an Deiner Verlegenheit . . . Fürchtest Du Dich etwa, sie zu verrathen? . . . Du bist ihr keine Rücksichten schuldig, aber ich . . . ich bin Dein Vater! . . Du darfst mich nicht in diesem schrecklichen Zweifel lassen. (Er zieht eine kleine Pistole aus der Tasche, die er gleich wieder einsteckt.) Sieh, diese Waffe habe ich heute Abend zu mir gesteckt . . . darum sprich — Du kannst vielleicht ein großes Unglück abwenden.

Maxime. Warte doch wenigstens — die Säle sind noch voll von Gästen.

Saccard. Nein, die Gäste ziehen sich bereits zurück . . . wir werden gleich allein sein . . . Ah, welch' ein Abend! So hoch bin ich gestiegen, um solche Qualen zu erdulden! Ja, ja, ich leide, ich leide entsetzlich! Das wundert Dich? nicht wahr? Was willst Du — ich bin so dumm wie die Andern — ich liebe sie . . . darum vertraue mir — wer ist es?

Maxime. Aber Vater, ich weiß nichts — wahrhaftig nichts.

Saccard. So? Und überall, in allen Ecken und Winkeln sieht man Euch die Köpfe zusammenstecken und mit einander flüstern und tuscheln? Ganze Nachmittage seid Ihr mit einander fort — Ihr seid unzertrennlich und Du kommst mir auch seit einiger Zeit verändert vor, düster und unruhig; in meiner Gegenwart bist Du verlegen, als hättest Du ein schweres Geheimniß zu bewahren. Maxime, sage mir Alles.

Maxime. Aber mein Gott, ich weiß nichts — nichts — nichts —

Saccard. Es ist gut — sie hat einen Liebhaber — — und Du willst mir nichts sagen, weil Du ihn kennst. Irgend Einer aus unserer Gesellschaft ohne Zweifel — irgend Einer, der hier ist, nicht wahr?... Rathe Renée, ihn gut zu verstecken, denn, wenn ich ihn finde, schieße ich ihn nieder wie einen Hund.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ellen.

Ellen (eintretend). Adieu.

Saccard. Sie wollen fort?

Ellen. Ja, mein Onkel ist gekommen und nimmt eben Abschied von Madame Saccard.

Saccard. Ich will ihm guten Abend sagen. (Saccard ab in den Salon.)

Fünfter Auftritt.

Maxime. Ellen.

Ellen (sich Maxime nähernd). Adieu, Herr Maxime... Aber wie bleich Sie sind! Ach, wenn Sie mir erlauben wollten, Sie einmal gehörig abzukanzeln, würde ich Ihnen schon sagen, was Sie thun müßten.

Maxime. Was ich thun müßte? Sprechen Sie!

Ellen. Ich stelle mir vor, daß Sie es sehr nöthig hätten, Paris zu verlassen. Ich begegne Ihnen jeden Abend von zehn bis zwei Uhr — in allen Gesellschaften — immer zwischen den Damenschleppen — in der erstickenden Luft von Blumenduft und Gasgeruch. Ich freilich bin leider dazu verdammt, weil ich eine Frau bin — aber für einen Mann ist es doch schrecklich;.. es ist schade, daß Sie die Jagd nicht lieben.

Maxime. Die Jagd? O Alles, Alles für einen Tag der Ruhe — —

Ellen. Frühmorgens geht es fort und den ganzen Tag über hoch zu Roß! — Ei ja, das würde Sie wohl die ersten Tage etwas zusammenrütteln! Aber Sie würden doch nicht mehr so zart und blaß aussehen wie die weißen Porcellanpüppchen, die die kleinen Mädchen herzen — und ich, ich hätte Sie dann um so lieber! — O es ist köstlich sich im Freien herum tummeln, in vollen Zügen die Waldluft athmen, den Wind im Gesicht unter den Bäumen dahin zu sprengen — ach, das macht das Herz frei und leicht.

Maxime. Ja, ja!

Ellen. Und wie friedlich es auf dem Lande ist! Kein Lärm, keine Unruhe. Die Zeit vergeht, man lebt nur so dahin! Ein Spaziergang, ein gutes Buch, ein Schläfchen und der Abend ist da, so still, wie die Nacht, die sich langsam herabsenkt und die uns schon um zehn Uhr einschläfert in einen rechten Kinderschlaf.

Maxime. Ja, ja. Alles was Sie mir sagen, geht mir tief ins Herz. O gäbe es einen Ort, wo man so glücklich sein kann.

Ellen. Glücklich ist man überall, wo man es sein will.

Maxime. Ja, Sie — Sie haben die Kraft, zu wollen, während ich immer zögere . . . Nun denn, da Sie neulich eingewilligt haben — nehmen Sie — nehmen Sie — hier ist meine Hand — schlagen Sie ein — aber geich auf der Stelle; denn lassen Sie mich eine Stunde, einen Augenblick allein, beginne ich wieder zu zweifeln.

Ellen (lachend). Ei, sieh da — gleich auf der Stelle, das ist zu schnell . . . Sie werden wohl bis morgen warten können . . . Wie sonderbar Sie sind! Den ganzen Abend kümmern Sie sich nicht um mich und jetzt wollen Sie Alles in zwei Minuten abgemacht haben.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Saccard, später Renée.

Saccard (auf der Schwelle des Salons zu Ellen). Ihr Onkel erwartet Sie.

Maxime. Mein Vater, willst Du die Güte haben, den Tag unserer Hochzeit zu bestimmen —

Saccard. Ach, von Herzen gern.

Maxime. Sobald als nur irgend möglich.

Saccard. Ich will sogleich mit dem Baron darüber sprechen. Zwei Worte genügen . . . (Zu Ellen). Ich bin sehr glücklich, mein liebes Fräulein; der gute Junge hat mich sehr beunruhigt — ich lege Ihnen meinen Sohn ans Herz. (Renée erscheint im Gewächshaus.)

Ellen (lachend). Seien Sie ganz außer Sorge, er soll gut aufgehoben sein. (Sie treten in den Salon.)

Siebenter Auftritt.

Renée. Maxime. Später Larsonneau.

Renée (kommt nach vorne und hält Maxime zurück). Wovon habt Ihr eben gesprochen?

Maxime. Nimm Dich in Acht — mein Vater weiß Alles.

Renée. Was Alles?

Maxime. Er hat mich ausgeforscht — er weiß, daß Du einen Liebhaber hast . . .

Renée. Ah! Das weiß er! Nun gut! Das ist mir Recht. Und nun will ich der Sache auf der Stelle ein Ende machen. (Maxime festhaltend) Nein, warte, ich habe noch mit Dir zu reden . . . Wie gerufen — da kommt auch Herr Larsonneau.

Larsonneau (eintretend). Madame, ich komme, mich Ihnen zu empfehlen. (In diesem Augenblick schließt ein Diener die Portièren im Hintergrund.)

Renée. Ich hatte schon Angst, daß Sie fortgegangen wären. Herr Larsonneau . . . haben Sie den Vertrag bei sich?

Larsonneau. Gewiß, Madame.

Renée. Geben Sie ihn mir.

Larsonneau (ihr den Vertrag reichend). Sie haben sich entschlossen?

Renée. Ja. (Sie unterschreibt den Vertrag an dem kleinen Schreibtisch.)

Larsonneau. Das Geld ist immer selten, wenn man es braucht; . . . hier, Madame — in diesem Couvert sind die hundertfünfzigtausend Francs eingeschlossen.

Renée. Gut . . . (Sie legt das Geld in den Schreibtisch.) Herr Larsonneau, ich danke Ihnen nicht, denn ich werde auf eine unwürdige Weise bestohlen.

Larsonneau. Madame . . meinen unterthänigsten Respekt. (Er grüßt und geht ab.)

Achter Auftritt.

Renée. Maxime.

Renée. Daß ich nichts vergesse . . . meine gute Chuin wird alles weitere arrangiren — was dann hier geschieht, ist mir völlig gleichgültig.

Maxime. Was hier geschieht?

Renée. Wir reisen fort.

Maxime. Wir reisen fort . . .?

Renée. Ja, um fünf Uhr geht ein Zug nach Havre — es ist gleich vier . . . wir gehen zu Fuße fort.

Maxime. Und sogleich wollen wir fort.

Renée. Ja wohl, ich ziehe nur noch ein Reisekleid an. Wir nehmen nichts mit. Unterwegs können wir Alles kaufen, was wir brauchen.

Maxime. Das ist ja unmöglich.

Renée. Warum unmöglich? Im Gegentheil, nichts ist leichter als das. Sobald Niemand mehr da ist, schleichen wir durch den Garten. Die hundert und fünfzig tausend Francs habe ich. Dein Vater hat mich bestohlen. Das wird ihn trösten . . . Also rasch, mache Dich bereit.

Maxime. Aber ich will nicht ... ich will nicht ... Eben, in diesem Augenblick wollte ich vernünftig mit Dir reden, ich wollte Dir sagen, daß ... Um des Himmelswillen, Renée, höre mich an ... Du verlierst den Kopf.

Renée. Vielleicht ... Aber auf jeden Fall bist Du und Dein Vater schuld, wenn ich ihn verliere ... Wie willst Du, daß ich weiter leben soll ohne Dich? Ich bedarf Deiner — in Zukunft — mir ist das Leben unerträglich ohne Dich — und da ich gehe, nehme ich Dich mit.

Maxime. Nein — Renée — ich dulde nicht, daß Du eine solche Thorheit begehst; — Du bleibst — ich befehle es Dir!

Renée. Du befiehlst mir? Du? Mir? Du weißt wohl, daß Du das gar nicht kannst. Denn bisher habe ich immer Dir befohlen! (Sie faßt ihn bei den Armgelenken.) Was willst Du? Siehst Du, ich zerbreche Dir die Arme, wenn Du mich reizest, denn Du bist schwach wie ein Weib! Ja wohl, schwach, niedlich und feige — vielleicht habe ich Dich gerade deshalb geliebt in der Verkehrtheit und Verderbtheit, die mich hier umgiebt.

Maxime. Laß los — Du thust mir weh.

Renée. Nun, siehst Du ... Widersetze Dich nicht mehr, denn ich bin die Stärkere.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Madlle Chuin.

Madlle Chuin. Renée, ich gehe in mein Zimmer hinauf — wünschen Sie noch etwas?

Renée. Ja wohl, ich habe Ihnen noch Mancherlei zu sagen — (Zu Maxime) Du, Maxime, geh' so lange in mein Zimmer und erwarte mich.

Maxime. Sei unbesorgt, ich werde Dich erwarten — ich will Dir Deine Thorheit ausreden.

Renée. Das wirst Du nicht . . . Du wirst einsehen, daß ich Recht habe. (Ihn zur Thür links führend) Ach, davon gehen, weit, weit fort, irgendwo ein sonniges Land suchen, ein neues, ungekanntes Leben beginnen . . . und glücklich sein! — Erwarte mich. (Maxime tritt in Renée's Zimmer.)

Zehnter Auftritt.

Renée. Mad^lle^ Chuin.

Mad^lle^ Chuin. Was denn geht hier vor?

Renée. Wir reisen zusammen fort.

Mad^lle^ Chuin. Jetzt — in dieser Stunde — aber Sie müssen doch Sachen mitnehmen — Kleider — Wäsche.

Renée. Unnöthig . . . Ich habe Ihnen mancherlei Dinge zu sagen, unterbrechen Sie mich nicht . . . Ja, wir reisen ab. Mir ist das Leben hier unerträglich; — es war meine Absicht, Sie zu benachrichtigen, da Sie Alles wissen und da Sie hier zurückbleiben. Erfinden Sie irgend eine Lüge, oder sagen Sie die Wahrheit, mir ist es gleichgültig — aber nicht vor morgen Abend, das bitte ich Sie. Bis dahin sagen Sie, daß ich Migraine habe; daß ich mich in meinem Zimmer eingeschlossen habe.

Mad^lle^ Chuin. Sie haben den Vertrag unterschrieben?

Renée. Ja, und das Geld habe ich hier. (Sie ordnet Geld und Papiere.)

Mad^lle^ Chuin. Ah! . . . (Sehr liebevoll und zärtlich) O, mein liebes Kind, das ist vielleicht ein Abschied für immer — ach — ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll . . . aber ich wünsche Ihnen alles Glück und allen Segen —

Renée. Ich danke Ihnen, meine gute Chuin.

Mad^lle^ Chuin. Ja wohl, meine gute Chuin . . . Sie thun recht, mich so zu nennen — und vergessen Sie mich nicht, die ich stets über Sie gewacht habe —

Gott allein weiß mit welcher Fürsorge, mit welcher Zärtlichkeit... Und wenn Sie abreisen ... Sie hatten mir versprochen ... Sie wissen ja, das kleine Häuschen in Virofley — das habe ich wohl verdient für meine alten Tage.

Renée. In diesem Augenblick kann ich leider nichts für Sie thun ... wir wollen sehen, vielleicht später.

Mad[lle] Chuin. Aber Sie haben doch eben Geld bekommen?

Renée. Dies Geld giebt mir die Freiheit — es ist mir heilig — (Sie beschäftigt sich mit dem Geld-Couvert und mit ihren Papieren.)

Mad[lle] Chuin. So? Dann ist es aus? Dann sehe ich Sie nie wieder? Das also ist mein Lohn und Ihre Dankbarkeit, auf die ich gezählt habe? (Mit verbissenem Unmuth.) Nun gut .. Aber Sie thun Unrecht und der liebe Gott wird Sie für Ihr hartes Herz bestrafen. (Sie geht nach dem Hintergrund, dort begegnet sie an der Thüre Saccard. Renée wendet den Beiden den Rücken, indem sie fortfährt, sich mit ihren Papieren zu beschäftigen.)

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Saccard.

Mad[lle] Chuin. Sie hat es so gewollt. (Leise zu Saccard.) Es ist ein Mann in ihrem Zimmer.

Saccard. Herr von Saffré?

Mad[lle] Chuin. In einer Viertelstunde reisen sie miteinander ab.

Saccard. Herr von Saffré?

Mad[lle] Chuin. Sie werden schon sehen. (will ab.)

Saccard (hält sie zurück). Herr Beraud du Châtel muß noch da sein. Bitten Sie ihn, zu warten. (Sie geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Renée. Saccard.

Renée (schließt den Schreibtisch, wendet sich und sieht Saccard.) Sie hier?

Saccard (nach einer Pause). Madame ... wir sind allein ... in Ihrem Zimmer ist ein Mann versteckt ...

Renée (sich an die Thüre stellend). Sie sind verrückt.

Saccard. Ein Mann sage ich ... Sie haben von Larsonneau das Geld bekommen, er hat es mir eben gesagt — und in einer Viertelstunde wollen Sie mit Ihrem Liebhaber davon gehen ... Sie sehen, ich weiß Alles.

Renée. Ich habe unterzeichnet, das ist wahr, — .. damit wollte ich Ihnen ja eine Freude bereiten. — Haben Sie denn keine Freude mehr am Geldverdienen?

Saccard. Geld? Daran liegt mir nichts mehr ... Sie wissen es ... Ihnen hätte ich gegeben, was ich besitze ... Gehen Sie fort von dieser Thür.

Renée. Nein, das ist mein Zimmer. Ich verbiete Ihnen, einzutreten.

Saccard. Ich bin zum Aeußersten entschlossen .. hüten Sie sich.

Renée. Und doch dürfen Sie nicht hinein ... ich will es nicht.

Saccard (in Verzweiflung). Es ist ein Mann drinnen, ein Mann.

Renée. Nun denn, wenn Sie es durchaus wollen; nehmen wir an, es wäre ein Mann darinnen? Was wollen Sie dagegen thun? Bin ich nicht frei?

Saccard. Frei?!

Renée. Wahrlich, Sie scheinen Ihr Gedächtniß verloren zu haben ... Als Sie mich heiratheten, haben Sie alle Rechte auf mich aufgegeben — und ich bin keinerlei Verpflichtung gegen Sie eingegangen —. Wenn man einen solchen Handel eingeht, muß man sich dessen erinnern.

Saccard. Ach, martern Sie mich nicht! Es ist wahr, es giebt einen dunklen Punkt in unserem Leben — es war niederträchtig von mir — aber habe ich es nicht wieder gut gemacht? Habe ich nicht zu

Ihren Füßen geschworen, daß Sie mich bekehrt haben, daß ich Sie anbetete?

Renée. Es war zu spät . . . Ich bin frei und schulde Ihnen keine Rechenschaft . . . Gehen Sie.

Saccard. Sie gestehen also?

Renée. Nein, nichts . . . Habe ich mich denn um Ihre Maitressen gekümmert? Sie haben ganz nach Ihrem Gefallen gelebt, lassen Sie mich nach dem meinigen leben. Ich reise, weil es mir so gefällt und da ich nicht allein reisen mag, wird mich Jemand begleiten — Und nun gehen Sie!

Saccard. Madame, ich schwöre Ihnen, ich werde Ihren Geliebten tödten! (Er zeigt ihr die Pistole, die er bei sich hat.)

Renée. Ah, Sie haben eine Waffe bei sich? — Nun gut, dann werden Sie sich nur vorher die Mühe geben müssen, mich zu tödten; denn, ich schwöre Ihnen, dies Zimmer werden Sie nicht betreten.

Saccard. Zum letzten Male — geh' bei Seite . . oder

Renée. Nein.

Saccard. O, mein Gott! mein Gott!

Renée. Tödten Sie mich doch . . . und dann den Andern, wenn Sie dazu ein Recht zu haben glauben . . . Aber Ihre Hand zittert . . Sie werden Niemanden umbringen.

Saccard. Glaubst Du, daß ich vor einem Skandal zurückbebe? — Dein Vater ist da . . willst Du, daß ich ihn rufe? Ich habe ihn bitten lassen, zu bleiben; er soll auch Deinen Geliebten sehen . . Was liegt an mir! Ich war ein Bettler, lange Jahre, ich kann es wieder werden — mich fesselt Nichts mehr an die Menschen, keine Familie, keine Kinder — mein Sohn heirathet —

Renée. (die Thüre verlassend, wie zusammenbrechend). Wie? Maxime?! heirathet —!

Saccard. Gewiß — er hat mich eben gebeten, den Tag seiner Hochzeit zu bestimmen.

Renée. Maxime . . .

Saccard. Es ist Alles abgemacht.

Renée (mit gebrochener Stimme). Warten Sie — ich will Alles gestehen. Ja, es ist wahr — es ist ein Mann in meinem Zimmer — — und das ist auch wahr . . . wir wollten zusammen fliehen . . . Aber es war nicht Recht von mir . . . es war zu dumm . . . Sagen Sie . . sagen Sie, wollen Sie diesen Mann noch immer sehen?

Saccard. Ich kenne ihn, es ist Herr von Saffré — ich werde ihn tödten — (Er nimmt seine Pistole.)

Renée (ihn starr ansehend). Sie werden ihn tödten . . . das glaube ich nicht. (Sie öffnet rasch die Thüre des Zimmers und ruft.) Komme heraus, Du! . . (Zu Saccard.) Hier! Das ist mein Geliebter! (Maxime erscheint.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Maxime.

Saccard. Maxime — mein eigenes Fleisch und Blut — (Er dringt auf Maxime ein, die Pistole in der Hand.) Ah, Elender —

Maxime. Mein Vater . . .

Saccard (weicht zurück und läßt das Pistol fallen). Aus . . aus . . . Alles aus! (Er bricht vernichtet auf dem Canapée zusammen.)

Renée (zu Saccard). Nun sehen Sie, ich habe es gesagt, daß Sie Niemand tödten werden — (Zu Maxime.) Nun sprich auch Du, Du hast nichts zu fürchten . . . Du willst Dich verheirathen, wie ich höre . . . Dein Vater hat es mir eben gesagt und ich habe Dich herbeigerufen, um einen Familienrath abzuhalten; — was willst Du? . . . wir sind jetzt beisammen und können unsere Familienangelegenheiten besprechen —

Maxime. Du bist schlechter als ich — Renée, — Du solltest Dich schämen, in diesem Tone zu reden.

Renée (zwischen Beiden). Was jammerst Du? Sage es nur gleich heraus, daß ich Dich verführt habe, —

feige genug bist Du dazu. . . . Doch freilich, schließlich muß Jeder seinen Theil der Schuld auf sich nehmen. Ihr habt Beide gemeinsame Maitressen gehabt, Ihr habt wie zwei gute Freunde ein liederliches Leben zusammen geführt, das nun seine Früchte trägt und wenn der Vater eines Abends seinen eigenen Sohn im Schlafzimmer seiner Frau findet — um so schlimmer für Euch! Es ist Eure eigene Schuld! — Ihr hättet noch an etwas Anderes glauben sollen als an Macht und Geld!

Saccard (halblaut). Ach, meine Träume, meine Träume! —

Renée. Sie leiden, das ist Ihre eigene Schuld und ich habe kein Mitleid mit Ihnen. Aber was habe ich denn gethan, daß mich mein Schicksal zwischen Euch Beide wirft und zermalmt?

Saccard. Was Sie gethan haben?

Renée. Ach ja, ich war eine Verlorene, — vorwärts — sagen Sie es nur, scheuen Sie sich nicht. Die brutale Gewalt eines Mannes hat mich Ihnen zugeworfen; dann sind Sie erst gekommen. — Das ist logisch — Und Ihr Beide habt mich dann vollends zu Grunde gerichtet.

Maxime. Du hast Deine Lust daran, uns Beide gegen einander zu hetzen und alle Bande zwischen uns zu zerreißen.

Renée. Ich? — (Zu Saccard.) Aber so sagen Sie doch die Wahrheit! Ich war nur ein Einsatz in Ihrem Leben. Sie haben mich hingenommen wie einen Geldwerth, wie einen Pfandbrief, den Sie in Ihr Portefeuille schieben, wie ein Aushängeschild für Ihren Kramladen, — weil es für Ihr Geschäft förderlich war, haben Sie mich dazu getrieben, Toiletten zu ersinnen, Feste zu arrangiren —

Saccard (sich erhebend). Schweigen Sie!

Renée (zu Maxime). Und Du mit Deinem nichtssagenden Lächeln und den hohlen Augen einer Dirne —

Du hattest Dein ganzes Leben lang nur Spott für Deinen Vater, der so spießbürgerlich war, das Geld zu verdienen, das Du in Trägheit und Leichtsinn vergeudetest — Du warst nicht besser als eine Maitresse —

Maxime. Schweige!

Renée. Nein, ich will Alles sagen . . . So ist es gekommen; nach und nach hat mich der Vater leichtfertig und schlecht genug gemacht, für die Küsse des Sohnes. Jetzt weigert sich der Sohn, mir zu folgen; er zittert vor dem Gedanken, seinem Vergehen die Krone aufzusetzen, — er verheirathet sich. Und der Vater, der mich tödten sollte, bestiehlt mich.

Saccard. Wirst Du schweigen?

Maxime. Welche Qual!

Renée. Ach, Ihr habt nicht den Muth, mich zu berühren; denn Ihr seid nicht einmal wirkliche Banditen! O, welchen ungeheuren Dienst Ihr mir erweisen würdet; denn seht, ich kann nicht mehr zwischen Euch leben — was soll aus mir werden? Euch kenne ich — Morgen geht Ihr wieder Arm in Arm und seid, nach wie vor, die besten Freunde! Aber ich! Was soll aus mir werden? Ihr habt mich vernichtet, zu Grunde gerichtet, ich habe nicht mehr die Kraft, ein neues Leben zu beginnen . . . So antwortet mir doch! . . gebt mir eine Idee! . . . Ihr senkt die Köpfe . . . Ich bin Euch zuviel, nicht wahr? — Nun wohl, dann tödte mich doch Einer von Euch Beiden! (Sie ergreift die Pistole, die auf dem Canapée liegt und will sie Saccard geben. Dieser wendet sich ab.) Aber ich will sterben — habt Ihr mich denn nicht verstanden? Seit einer Stunde bitte ich um den Tod! Doch halt — ich brauche keinen von Euch — genug des Ekels — lebt wohl! (Sie schießt sich in die Brust.)

Maxime. Renée!

Saccard. Die Unglückliche!

Renée. Kommt mir nicht nahe — ich will allein sterben! (Sie fällt auf das Canapée.)

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Beraud.

Beraud (eintretend). Was giebt es? Renée verwundet — (Er nähert sich ihr und richtet sie in seinen Armen auf.)

Renée. Mein Vater — ah — Dank! . . . Ich habe mich getödtet — Sie hatten Recht — die alte Sünde wurde wieder lebendig in mir — Die Menschen, die Welt, die Luft, die ich athmete, der Boden, den ich betrat — Alles trieb mich dazu . . . (Mit schwindender Stimme.) Vater, verzeihen Sie mir — Verzeihen Sie mir, Vater, — wie Sie meiner Mutter verziehen haben! — (Sie stirbt, ihr Vater küßt sie langsam auf die Stirne.)

Ende.

Wilhelm & Brasch, Berlin SW, Schützenstr. 68.

Zola, Émile,

Renée Drama in 5 Acten ; mit e. Vorrede d. Verf

Berlin 1888